

Zentralblatt für Psychoanalyse.

Medizinische Monatsschrift für Seelenkunde.

Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud.

Schriftleiter: Dr. Wilhelm Stekel, Wien, Gonzagagasse 21.

Unter Mitwirkung von:

Dr. Karl Abraham, Berlin; Dr. R. G. Assagioli, Florenz; Dr. Ludwig Binswanger, Kreuzlingen; Dr. Poul Bjerre, Stockholm; Dr. A. A. Brill, New-York; Dr. M. Eitingon, Berlin; Dr. D. Epstein, Kiew; Dr. S. Ferenczi, Budapest; Dr. Max Graf, Wien; Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin; Dr. E. Hitschmann, Wien; Professor E. Jones, Toronto; Dr. Otto Juliusburger, Steglitz; Dozent C. G. Jung, Zürich; Dr. F. S. Krauss, Wien; Professor August v. Luzenberger, Neapel; Prof. Gustav Modena, Ancona; Dr. Alfons Mäder, Zürich; Dr. Richard Nepaldeck, Wien; Dozent N. Ossipow, Moskau; Dr. Oskar Pfister, Zürich; Dr. James Putnam, Boston; Otto Rank, Wien; Dr. R. Reitler, Wien; Dr. Franz Riklin, Zürich; Dr. J. Sadger, Wien; Dr. L. Seif, München; Dr. A. Stegmann, Dresden; Dr. M. Wulff, Odessa; Dr. Erich Wulffen, Dresden.

II. Jahrgang Heft 3.

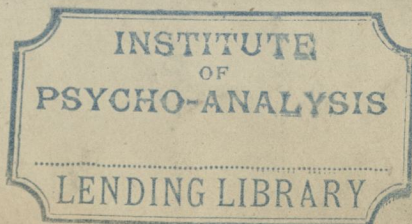
Dezember.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1911.

40 Jährlich erscheinen 12 Hefte im Gesamt-Umfang von 36 bis
Druckbogen.



Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Die Sprache des Traumes.

Eine Darstellung
der Symbolik und Deutung des Traumes in ihren
Beziehungen zur kranken und gesunden Seele

für

Ärzte und Psychologen

von

Dr. Wilhelm Stekel.

Spezialarzt für Psychotherapie und Nervenleiden in Wien.

Preis Mk. 12.60, gebunden Mk. 14.—.

„Wenn der Volksglaube von altersher meint, daß Träume etwas Zukünftiges bedeuten, so beweist die neuere, besonders durch den Wiener Professor S. Freud zu großen Fortschritten gebrachte moderne Traumforschung, daß sie Gegenwärtiges bedeuten; nämlich Gedanken, Wünsche und Triebe, die in den Tiefen unseres Seelenlebens gegenwärtig sind. Dr. Stekel findet dafür die Formel: „Der Traum ist eigentlich ein Spiel von Darstellungen im Dienste der Affekte.“ Namentlich solche seelische Regungen sind das Bewegende des Traums, welche wir uns selbst nicht eingestehen wollen und im Wachen unterdrücken; z. B. verbrecherische oder solche sexuelle Tendenzen, die wir nicht gutheißen. Alle diese Affekte leben sich im Traum sozusagen aus, aber nicht in ihrer wahren Form, sondern symbolisch maskiert, so daß sie nicht leicht erkannt werden. . . . Im Traum ist jeder Mensch ein Welterschöpfer. Und wenn er eine schlechte Welt erschafft, so hat er die Verantwortung der schlimmen Weltordnung zu tragen, die sein Werk ist. Kommen im Traum schlechte Geschöpfe vor, Bösewichter, Egoisten, rachsüchtige, schadenfrohe, hinterlistige, raubgierige Menschen und Tiere, so hat der Träumer die Schlechtigkeit, die er erfährt oder mit ansieht, im Grunde sich selbst zuzuschreiben. Es ist daher nicht ganz richtig, zu behaupten, daß man für seine Träume nicht verantwortlich sei. Diese und andere Erkenntnisse gehen jedem denkenden Leser des überaus faßlichen und fesselnden Stekelschen Werkes auf, das einen großen Leserkreis verdient. Das 540 Seiten starke Buch enthält nahezu an 600 analysierte Beispiele.“

Allgemeine Sport-Zeitung.

Aeskulap als Harlekin. Humor, Satire und Phantasie aus der Praxis.

Von

med. Dr. Serenus.

Preis Mk. 2.80.

„Es ist eine ganz famose Sammlung von Geschichten, die uns im vorliegenden Buch geboten wird. Dem Arzt wie dem Laien wird sein Spiegelbild vorgehalten. Beide können und sollen aus den kleinen Bissigkeiten, die die Skizzen und Geschichten enthalten, lernen. Aber auch der Wahrheiten viele sind in ihnen enthalten. Ausgezeichnet sind die Briefe an einen jüngeren Kollegen, dann die Schilderungen: „Ärzte als Patienten“, „Aus dem Tagebuche eines Tuberkelbazillus“, „Gebildete Patienten“. Alle die anderen, die an Geist und Witz hinter ihnen nicht zurückstehen, aufzuzählen, würde zu weit führen. Mir hat Serenus köstliche Stunden bereitet; möge seine Lektüre vielen Kollegen gleiche Freude bereiten.“

Ärztliche Rundschau.

Originalarbeiten.

I.

Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse.

Von Sigm. Freud.

Das Zentralblatt für Psychoanalyse hat sich nicht nur die eine Aufgabe gesetzt, über die Fortschritte der Psychoanalyse zu orientieren und selbst kleinere Beiträge zur Veröffentlichung zu bringen, sondern möchte auch den anderen Aufgaben genügen, das bereits Erkannte in klarer Fassung dem Lernenden vorzulegen und dem Anfänger in der analytischen Behandlung durch geeignete Anweisungen Aufwand an Zeit und Mühe zu ersparen. Es werden darum in dieser Zeitschrift von nun an auch Aufsätze didaktischer Natur und technischen Inhalts erscheinen, an denen es nicht wesentlich ist, ob sie auch etwas Neues mitteilen.

Die Frage, die ich heute zu behandeln gedenke, ist nicht die nach der Technik der Traumdeutung. Es soll nicht erörtert werden, wie man Träume zu deuten und deren Deutung zu verwerten habe, sondern nur, welchen Gebrauch man bei der psychoanalytischen Behandlung von Kranken von der Kunst der Traumdeutung machen solle. Man kann dabei gewiss in verschiedener Weise vorgehen, aber die Antwort auf technische Fragen ist in der Psychoanalyse niemals selbstverständlich. Wenn es vielleicht mehr als nur einen guten Weg gibt, so gibt es doch sehr viele schlechte, und eine Vergleichung verschiedener Techniken kann nur aufklärend wirken, auch wenn sie nicht zur Entscheidung für eine bestimmte Methode führen sollte.

Wer von der Traumdeutung her zur analytischen Behandlung kommt, der wird sein Interesse für den Inhalt der Träume festhalten und darum jeden Traum, den ihm der Kranke erzählt, zur möglichst vollständigen Deutung bringen wollen. Er wird aber bald merken können, dass er sich nun unter ganz andersartigen Verhältnissen befindet, und dass er mit den nächsten Aufgaben der Therapie in Kollision gerät, wenn er seinen Vorsatz durchführen will. Erwies sich etwa der erste Traum des Patienten als vortrefflich brauchbar für die Anknüpfung der

ersten an den Kranken zu richtenden Aufklärungen, so stellen sich alsbald Träume ein, die so lang und so dunkel sind, dass ihre Deutung in der begrenzten Arbeitsstunde eines Tages nicht zu Ende gebracht werden kann. Setzt der Arzt diese Deutungsarbeit durch die nächsten Tage fort, so wird ihm unterdes von neuen Träumen berichtet, die zurückgestellt werden müssen, bis er den ersten Traum für erledigt halten kann. Gelegentlich ist die Traumproduktion so reichlich und der Fortschritt des Kranken im Verständnis der Träume dabei so zögernd, dass der Analytiker sich der Idee nicht erwehren kann, diese Art der Darreichung des Materials sei nur eine Äusserung des Widerstandes, welcher sich der Erfahrung bedient, dass die Kur den ihr so gebotenen Stoff nicht bewältigen kann. Unterdes ist die Kur aber ein ganzes Stück hinter der Gegenwart zurückgeblieben und hat den Kontakt mit der Aktualität eingebüsst. Einer solchen Technik muss man die Regel entgegenhalten, dass es für die Behandlung von grösster Bedeutung ist, die jeweilige psychische Oberfläche des Kranken zu kennen, darüber orientiert zu sein, welche Komplexe und welche Widerstände derzeit bei ihm rege gemacht sind, und welche bewusste Reaktion dagegen sein Benehmen leiten wird. Dieses therapeutische Ziel darf kaum jemals zu gunsten des Interesses an der Traumdeutung hintangesetzt werden.

Wie soll man es also mit der Traumdeutung in der Analyse halten, wenn man jener Regel eingedenk bleiben will? Etwa so: Man begnüge sich jedesmal mit dem Ergebnis an Deutung, welches in einer Stunde zu gewinnen ist, und halte es nicht für einen Verlust, dass man den Inhalt des Traumes nicht vollständig erkannt hat. Am nächsten Tage setze man die Deutungsarbeit nicht wie selbstverständlich fort, sondern erst dann, wenn man merkt, dass inzwischen nichts anderes sich beim Kranken in den Vordergrund gedrängt hat. Man mache also von der Regel, immer das zu nehmen, was dem Kranken zunächst in den Sinn kommt, zu gunsten einer unterbrochenen Traumdeutung keine Ausnahme. Haben sich neue Träume eingestellt, ehe man die früheren zu Ende gebracht, so wende man sich diesen rezenteren Produktionen zu und mache sich aus der Vernachlässigung der älteren keinen Vorwurf. Sind die Träume gar zu umfänglich und weitschweifig geworden, so verzichte man bei sich von vorneherein auf eine vollständige Lösung. Man hüte sich im allgemeinen davor, ein ganz besonderes Interesse für die Deutung der Träume an den Tag zu legen oder im Kranken die Meinung zu erwecken, dass die Arbeit stille stehen müsse, wenn er keine Träume bringt. Man läuft sonst Gefahr, den Widerstand auf die Traumproduktion zu lenken und ein Versiegen der Träume hervorzurufen. Der Analytierte muss vielmehr zur Überzeugung erzogen werden, dass die Analyse in jedem Falle Material zu ihrer Fortsetzung findet, gleichgültig, ob er Träume beibringt oder nicht, und in welchem Ausmass man sich mit ihnen beschäftigt.

Man wird nun fragen: Verzichtet man nicht auf zuviel wertvolles Material zur Aufdeckung des Unbewussten, wenn man die Traumdeutung nur unter solchen methodischen Einschränkungen ausübt? Darauf ist folgendes zu erwidern: Der Verlust ist keineswegs so gross, wie es bei geringer Vertiefung in den Sachverhalt erscheinen wird. Man mache sich einerseits klar, dass irgend ausführliche Traumproduktionen bei schweren Fällen von Neurosen nach allen Voraussetzungen als prinzipiell

nicht vollständig lösbar beurteilt werden müssen. Ein solcher Traum baut sich oft über dem gesamten pathogenen Material des Falles auf, welches Arzt und Patient noch nicht kennen (sog. Programmträume, biographische Träume); er ist gelegentlich einer Übersetzung des ganzen Inhalts der Neurose in die Traumsprache gleichzustellen. Beim Versuch, einen solchen Traum zu deuten, werden alle noch unangetastet vorhandenen Widerstände zur Wirkung kommen und der Einsicht bald eine Grenze setzen. Die vollständige Deutung eines solchen Traumes fällt eben zusammen mit der Ausführung der ganzen Analyse. Hat man ihn zu Beginn der Analyse notiert, so kann man ihn etwa am Ende derselben, nach vielen Monaten, verstehen. Es ist derselbe Fall wie beim Verständnis eines einzelnen Symptoms (des Hauptsymptoms etwa). Die ganze Analyse dient der Aufklärung desselben; während der Behandlung muss man der Reihe nach bald dies bald jenes Stück der Symptombedeutung zu erfassen suchen, bis man all diese Stücke zusammensetzen kann. Mehr darf man also auch von einem zu Anfang der Analyse vorfallenden Traume nicht verlangen; man muss sich zufrieden geben, wenn man aus seinem Deutungsversuch zunächst eine einzelne pathogene Wunschregung errät.

Man verzichtet also auf nichts Erreichbares, wenn man die Absicht einer vollständigen Traumdeutung aufgibt. Man verliert aber auch in der Regel nichts, wenn man die Deutung eines älteren Traumes abbricht, um sich einem rezenteren zuzuwenden. Wir haben aus schönen Beispielen voll gedeuteter Träume erfahren, dass mehrere aufeinanderfolgende Szenen desselben Traumes den nämlichen Inhalt haben können, der sich in ihnen etwa mit steigender Deutlichkeit durchsetzt. Wir haben ebenso gelernt, dass mehrere in derselben Nacht vorkommende Träume nichts anderes zu sein brauchen als Versuche, denselben Inhalt in verschiedener Ausdrucksweise darzustellen. Wir können ganz allgemein versichert sein, dass jede Wunschregung, die sich heute einen Traum schafft, in einem anderen Traume wiederkehren wird, solange sie nicht verstanden und der Herrschaft des Unbewussten entzogen ist. So wird auch oft der beste Weg, um die Deutung eines Traumes zu vervollständigen, darin bestehen, dass man ihn verlässt, um sich dem neuen Traum zu widmen, der das nämliche Material in vielleicht zugänglicherer Form wieder aufnimmt. Ich weiss, dass es nicht nur für den Analysierten, sondern auch für den Arzt eine starke Zumutung ist, die bewussten Zielvorstellungen bei der Behandlung aufzugeben und sich ganz einer Leitung zu überlassen, die uns doch immer wieder als „zufällig“ erscheint. Aber ich kann versichern, es lohnt sich jedesmal, wenn man sich entschliesst, seinen eigenen theoretischen Behauptungen Glauben zu schenken, und sich dazu überwindet, die Herstellung des Zusammenhanges der Führung des Unbewussten nicht streitig zu machen.

Ich plaudiere also dafür, dass die Traumdeutung in der analytischen Behandlung nicht als Kunst um ihrer selbst willen betrieben werden soll, sondern dass ihre Handhabung jenen technischen Regeln unterworfen werde, welche die Ausführung der Kur überhaupt beherrschen. Natürlich kann man es gelegentlich auch anders machen und seinem theoretischen Interesse ein Stück weit nachgeben. Man muss dabei aber immer wissen, was man tut. Ein anderer Fall ist noch in Betracht zu ziehen, der sich ergeben hat, seitdem wir zu unserem Verständnis

der Traumsymbolik grösseres Zutrauen haben und uns von den Einfällen der Patienten unabhängiger wissen. Ein besonders geschickter Traumdeuter kann sich etwa in der Lage befinden, dass er jeden Traum des Patienten durchschaut, ohne diesen zur mühsamen und zeitraubenden Bearbeitung des Traumes anhalten zu müssen. Für einen solchen Analytiker entfallen also alle Konflikte zwischen den Anforderungen der Traumdeutung und jenen der Therapie. Er wird sich auch versucht fühlen, die Traumdeutung jedesmal voll auszunützen und dem Patienten alles mitzuteilen, was er aus seinen Träumen erraten hat. Dabei hat er aber eine Methodik der Behandlung eingeschlagen, die von der regulären nicht unerheblich abweicht, wie ich in anderem Zusammenhange dartun werde. Dem Anfänger in der psychoanalytischen Behandlung ist jedenfalls zu widerraten, dass er sich diesen aussergewöhnlichen Fall zum Vorbild nehme.

Gegen die allerersten Träume, die ein Patient in der analytischen Behandlung mitteilt, so lange er selbst noch nichts von der Technik der Traumübersetzung gelernt hat, verhält sich jeder Analytiker wie jener von uns angenommene überlegene Traumdeuter. Diese initialen Träume sind sozusagen naiv, sie verraten dem Zuhörer sehr viel, ähnlich wie die Träume sogenannt gesunder Menschen. Es entsteht nun die Frage, soll der Arzt auch sofort dem Kranken alles übersetzen, was er selbst aus dem Traume herausgelesen hat. Diese Frage soll aber hier nicht beantwortet werden, denn sie ist offenbar der umfassenderen Frage untergeordnet, in welchen Phasen der Behandlung und in welchem Tempo der Kranke in die Kenntnis des ihm seelisch Verhüllten vom Arzte eingeführt werden soll. Je mehr dann der Patient von der Übung der Traumdeutung erlernt hat, desto dunkler werden in der Regel seine späteren Träume. Alles erworbene Wissen um den Traum dient auch der Traumbildung als Warnung.

In den „wissenschaftlichen“ Arbeiten über den Traum, die trotz der Ablehnung der Traumdeutung durch die Psychoanalyse einen neuen Impuls empfangen haben, findet man immer wieder eine recht überflüssige Sorgfalt auf die getreue Erhaltung des Traumtextes verlegt, der angeblich vor den Entstellungen und Usuren der nächsten Tagesstunden bewahrt werden muss. Auch manche Psychoanalytiker scheinen sich ihrer Einsicht in die Bedingungen der Traumbildung nicht konsequent genug zu bedienen, wenn sie dem Behandelten den Auftrag geben, jeden Traum unmittelbar nach dem Erwachen schriftlich zu fixieren. Diese Massregel ist in der Therapie überflüssig; auch bedienen sich die Kranken der Vorschrift gerne, um sich im Schlafe zu stören und einen grossen Eifer dort anzubringen, wo er nicht von Nutzen sein kann. Hat man nämlich auf solche Weise mühselig einen Traumtext gerettet, der sonst vom Vergessen verzehrt worden wäre, so kann man sich doch leicht überzeugen, dass für den Kranken damit nichts erreicht ist. Zu dem Text stellen sich die Einfälle nicht ein, und der Effekt ist der nämliche, als ob der Traum nicht erhalten geblieben wäre. Der Arzt hat allerdings in dem einen Falle etwas erfahren, was ihm im anderen entgangen wäre. Aber es ist nicht dasselbe, ob der Arzt oder ob der Patient etwas weiss; die Bedeutung dieses Unterschiedes für die Technik der Psychoanalyse soll ein anderes Mal von uns gewürdigt werden.

Ich will endlich noch einen besonderen Typus von Träumen erwähnen, die ihren Bedingungen nach nur in einer psychoanalytischen Kur vorkommen können, und die den Anfänger befremden oder irreführen mögen. Es sind dies die sog. nachhinkenden oder bestätigenden Träume, die der Deutung leicht zugänglich sind und als Übersetzung nichts anderes ergeben, als was die Kur in den letzten Tagen aus dem Material der Tageseinfälle erschlossen hatte. Es sieht dann so aus, als hätte der Patient die Liebenswürdigkeit gehabt, gerade das in Traumform zu bringen, was man ihm unmittelbar vorher „suggeriert“ hat. Der geübtere Analytiker hat allerdings Schwierigkeiten, seinem Patienten solche Liebenswürdigkeit zuzumuten; er greift solche Träume als erwünschte Bestätigungen auf und konstatiert, dass sie nur unter bestimmten Bedingungen der Beeinflussung durch die Kur beobachtet werden. Die weitaus zahlreichsten Träume eilen ja der Kur voran, so dass sich aus ihnen nach Abzug von allem bereits Bekannten und Verständlichen ein mehr oder minder deutlicher Hinweis auf etwas, was bisher verborgen war, ergibt.

II.

Eine infantile Sexualtheorie und ihre Beziehung zur Selbstmordsymbolik.

Von Dr. Rudolf Reitler, Wien.

Patientin, 42 Jahre alt, ledig, kam wegen folgender drei Symptome in psychoanalytische Behandlung. Erstlich litt sie an neurotischem Harn-drang, der ihr den Besuch von Gesellschaften, Theater oder Konzerten, die Teilnahme an Landpartien, Eisenbahn- oder Wagenfahrten, schliesslich allen und jeden Verkehr zur Qual und am Ende wirklich ganz unmöglich machte.

Das zweite Symptom bestand in exzessiver Zwangsonanie. Bemerkenswert ist, dass die Patientin bei Ausübung der Masturbation niemals den Geschlechtsverkehr oder koitusähnliche Sexualakte phantasierte.

Wenn sie das versuchte, blieb sie regelmässig frigid; es fehlte gänzlich der Orgasmus. Um den Reiz der Endlust hervorzurufen, musste sie sich eine Szene vorstellen, in der ein urinierender Mann die Hauptrolle spielte; und je länger der Mann in ihrer Phantasie urinierte, desto intensiver wurde ihr Orgasmus.

Bei dieser klar bewussten, zensurlosen Harnerotik, die zum Unterschiede von ähnlichen Fällen, absolut keine Spur irgend einer Verdrängungsarbeit aufwies, ist es keineswegs zu verwundern, dass die Patientin ebenfalls aus ganz klar bewusstem Raisonement auf die Idee verfiel, ihren Urindrang mittelst Masturbation zu bekämpfen.

Wenn sie vor einem abendlichen Gesellschafts- oder Theaterbesuch im Laufe des Nachmittages 6—8 mal onanierte, so war sie dann — wie ja selbstverständlich — zwar vollständig erschöpft, aber von dem Urindrang befreit.

Das dritte und subjektiv quälendste Symptom war eine jahrelange, hartnäckige Schlaflosigkeit, deren psychoanalytische Lösung und Heilung den eigentlichen Inhalt dieser vorläufigen Mitteilung bilden soll.

Patientin schildert die Schlaflosigkeit als eine Folge ihrer Gehörsüberempfindlichkeit. Jedes, auch das schwächste Geräusch, sei imstande, sie zu wecken und am Wiedereinschlafen zu hindern.

Infolgedessen musste Patientin gegen den sie störenden Lärm einen förmlichen Schutzwall von Vorsichtsmassregeln errichten, der im Laufe der Zeit derart anwuchs, derart bis ins kleinste Detail ausgearbeitet wurde, dass ich hier nur das Wichtigste anführen kann.

Die Wohnung wurde in eine möglichst deserte, von Wagen fast gar nicht befahrene Strasse verlegt. Ausserdem wurde das höchste Stockwerk bezogen, damit keine ober dem Schlafzimmer wohnende Mietpartei

die nächtliche Ruhe stören könne. Zu demselben Zwecke mussten auch die beiden an das Schlafzimmer der Patientin stossenden Wohnräume unbewohnt und versperrt bleiben. Alle Türen wurden mit Portieren geschützt; die Doppelfenster, welche auch während des heissesten Sommers fest verschlossen blieben, wurden mit Vorhängen, dicken Teppichen und Decken schalldicht verhängt. Das Feuer im Ofen wurde gelöscht, um nicht durch Knistern zu stören, die Uhren in den drei Zimmern zum Stillstand gebracht, und trotz aller dieser Schutzmassregeln fand es die Patientin noch nötig, Antiphone zu gebrauchen, — und als auch diese versagten, mit Wachspfropfen die Gehörgänge fest auszustopfen und überdies ein dickes Wolltuch über den Kopf zu binden.

Aber all das half nichts. Sie blieb schlaflos.

Es wurde immer klarer, dass Patientin nicht, wie sie zuerst angegeben hatte, durch tatsächlich vernommene Geräusche gestört wurde, dass sie vielmehr aus Furcht vor eventuell erst zu vernehmenden Geräuschen nicht schlafen konnte. Es war also nicht das Geräusch selbst, sondern die Angst vor demselben das Schlafhindernis. Somit lag ein recht primitiver Beobachtungsfehler vor, der bei der äusserst intelligenten Patientin um so merkwürdiger war, als sie denselben trotz all meiner Aufklärungen durch längere Zeit gar nicht zu begreifen vermochte. Sie benahm sich diesbezüglich beinahe wie eine Schwachsinnige. Es ist klar, dass ein solches Nichtbegreifenwollen eine Form des Widerstandes gegen die Anerkennung eines unlustbetonten Komplexes darstellt.

Die in der Psychoanalyse vorzüglich informierte¹⁾ Patientin wusste offenbar, wenn sie nicht das Geräusch, sondern die Angst vor demselben als das wesentliche Moment zugab, dass der nächste Schritt der sein müsse, diese Angst aus einer missglückten Wunschverdrängung abzuleiten.

Und dagegen sträubte sie sich. Ihr Widerstand bezog sich somit nicht auf ihren Beobachtungsfehler, sondern auf die erst in weiterer Folge sich ergebende Anerkennung, dass es irgend einmal eine Zeit gegeben haben müsse, in der sie nächtliche Geräusche zu hören gewünscht, dass sie diese Wünsche zu verdrängen gesucht habe, dass diese Verdrängungen aber teilweise missglückt seien und nunmehr dieser pathogen gewordene Komplex als Angst vor Geräuschen wieder zum Vorschein komme. Schliesslich gab aber die Patientin ihren Widerstand auf und es fragte sich nun, welcher Art wohl die Geräusche gewesen sein dürften, auf welche Patientin unter Aufopferung ihres Schlafes wunschvoll gelauscht hatte.

Die Vermutung, das Kind sei einmal durch einen Koitus der Eltern aus dem Schlafe geweckt worden und habe die Wiederholung dieses Erlebnisses teils aus Neugier, teils aus eifersüchtiger Verhinderungstendenz sehnlichst gewünscht, diese nächstliegende Vermutung wurde von der Patientin ganz entschieden abgelehnt, und zwar bei aller Bestimmtheit

¹⁾ Zuerst hatte Herr Prof. Freud selbst die Behandlung durch einige Monate geleitet. Später, nachdem infolge äusserer Umstände eine längere Unterbrechung eingetreten war, hatte der Herr Professor die Freundlichkeit, die Fortsetzung der Psychotherapie mir anzuvertrauen. Dass also die Patientin schon in denkbar bester Weise vorbereitet in meine Behandlung kam, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

doch in einer so ruhigen, sachlichen Art, so ohne jeden unmotivierten Affekt und so, ohne jede Heranziehung unlogischer Beweisgründe, dass ich bald erkannte, dass diesmal sicher kein neurotischer Widerstand vorliege, dass vielmehr Patientin wirklich keinen Sexualakt ihrer Eltern, so wie ich es angenommen hatte, belauscht haben konnte. Aber was sonst?

Diese Frage blieb lange, lange Zeit ungeklärt und fand erst viel später von einer anderen Seite her ihre gänzlich unerwartete Lösung.

Es war gerade das Thema „Selbstmord“ Gegenstand unserer Besprechungen.

Patientin, die, wie schon erwähnt, eine vorgeschrittene Psychoanalytikerin war, kannte die innigen Assoziationen zwischen Tod und Liebe und sie wusste auch, dass häufig in der Form der Ausführung des Selbstmordes eine reiche Sexualsymbolik zu finden sei.

Sie habe sich — erzählte sie — einmal mit der Idee getragen, den Armeerevolver ihres Vaters zum Selbstmord zu benützen. Selbstverständlich war ihr die Bedeutung des Revolvers als männliches Genitalsymbol wohl bekannt und sie fügte hinzu, dass der Selbstmord gerade mit dem Armeerevolver des Vaters nicht nur den Wunsch nach dem Liebestod in väterlicher Umarmung bedeute, sondern auch der Tatsache Ausdruck gebe, dass der junge Mann, um dessen willen sie in Selbstmordstimmung geraten war, ebenso wie ihr Vater Offizier sei, dass somit die Spezialisierung der Todeswaffe als „Armee-Revolver“ den Hinweis auf ihren Vater, wie zugleich auf den Geliebten enthalten habe.

Im übrigen hätte sie die Form des Erschiessens nur kurze Zeit phantasiert, dagegen habe sie den intensiven und langdauernden Wunsch gehabt, sich mittelst Leuchtgas zu töten.

In ihrem Schlafzimmer befinde sich über dem Waschtisch eine horizontal aus der Wand herausstehende kurze Gasleitungsröhre. Sie brauche bloss am Abend den Hahn aufzudrehen, das Gas zische heraus, erfülle den ganzen Raum und am Morgen werde sie tot aufgefunden.

Dass auch hier das horizontal abstehende Rohr ein Penisymbol darstellt, brauchte ich der Patientin nicht erst zu sagen. Zu meinem Erstaunen aber mass sie gerade dieser Symbolik gar keine Bedeutung bei und legte vielmehr die Affektbetonung auf das ausströmende Gas. Ich konnte das nicht sogleich verstehen und fragte sie deshalb um Erklärung. Die beinahe in ärgerlichem Tone gegebene Antwort lautete:

„Das ist doch selbstverständlich. Das Tötende ist doch das Gas und nicht die Röhre.“

Hier haben wir wieder eine beinahe schwachsinnig erscheinende Antwort, deren Unlogik, wie wir vermuten dürfen, das Zeichen eines intensiven, unbewussten Widerstandes darstellt.

Ich machte die Patientin aufmerksam, dass wenn das Affektbetonte immer auch „das Tötende“ wäre, im Falle des Erschiessens nicht der Revolver, sondern die Kugel den grössten Eindruck machen müsste. Der Affekt beziehe sich keinesfalls auf das reale Tötungsinstrumentarium, sondern auf die dahinter verborgene Symbolik, und da bedürfe es tatsächlich noch einer Erklärung, warum das eine Mal der Revolver, das Penissymbol, das andere Mal das Gas, also gewissermassen das Sperma, mit Affekterregungen betont sei. — —

Offenbar war es der Patientin infolge innerer Widerstände bis jetzt nicht möglich gewesen, aus eigenem Denken die Identifizierung von Gas und Sperma deutlich bewusst sich vorzustellen, denn im selben Momente, als ich ihr diese Arbeit abnahm und die doch ganz selbstverständliche Symbolik in klaren Worten aussprach, im selben Momente fiel ihr auch sofort ein Erinnerungsbild aus früher Jugendzeit ein, das das langgesuchte Rätsel ihrer Schlaflosigkeit endlich löste.

Sie erzählte: „Im Alter von etwa 6 oder 7 Jahren bin ich einmal zeitlich morgens aus meinem Bettlein aufgestanden, habe die Türe ins Schlafzimmer meiner Eltern leise geöffnet und mich hineingeschlichen. Die Eltern schliefen in einem grossen Doppelbette. Papa lag auf der Seite, den Rücken dem Bettrande zugekehrt. Die Decke hatte sich verschoben, ebenso das Hemd, und ich sah den nackten, weit herausgestreckten Popo. Ich erschrak heftig, ging auf den Zehen eiligst zurück und schloss die Türe so leise, dass weder Papa noch Mama erwachten. In mein Bett zurückgekehrt, konnte ich nicht mehr einschlafen; der grosse, nackte Popo stand immer vor meinen Augen. Es begann sich folgende Phantasie in meinem Kopfe festzusetzen: „Wenn die Eltern das Geheimnisvolle, das die Kinder nicht wissen dürfen, tun, so pressen sie die nackten Popos aneinander und blasen sich gegenseitig Luft ein.“

Mit dem Auftauchen dieser so lange zurückgehaltenen Erinnerung war die Schlaflosigkeit und die Angst vor Geräuschen endlich erklärt.

Die Patientin hatte ganz recht, wenn sie behauptete, niemals einen Geschlechtsakt ihrer Eltern belauscht zu haben, aber meine Vermutung, es müsse doch so etwas vorgefallen sein, erwies sich trotz alledem als vollauf gerechtfertigt; denn wenn das Kind auch keinem wirklichen Koitus beigewohnt hatte, so hatte es doch jedesmal geglaubt, wenn es aus dem Schlafzimmer der Eltern das Geräusch entweichender Darmgase hörte, jetzt täten die Eltern jenes „Geheimnisvolle, von dem die Kinder nichts wissen dürften.“

Seit dreiundeinhalb Jahrzehnten hatte die Patientin diese sonderbare Theorie über die Sexualbetätigung Erwachsener gänzlich vergessen, aber in ihren Selbstmordphantasien kamen diese infantilen Konstruktionen form- und affektdeterminierend wieder zur Verwendung. Das herauszischende Leuchtgas vertrat also als Symbol die Darmwinde, und diese wiederum repräsentieren das befruchtende Agens beim Zeugungsakte.

Und als durch die Analyse der Selbstmordsymbolik der Widerstand gebrochen war, kam nebst der so bedeutsamen Jugenderinnerung noch eine Flut von Einfällen zutage, deren Inhalt sich durchwegs auf das Thema „Gas, Wind, Sturm etc. = befruchtende Kraft“ bezog.

Zuerst noch eine Selbstmordphantasie, die sie beinahe ganz vergessen hatte.

Sie wollte an einem stürmischen Tag, spät abends in die Praterauen gehen, sich Bluse, Leibchen etc. aufknöpfen und den Sturm mit aller Wucht ihren Körper umwehen lassen. Sie werde sich verkühlen, eine Lungenentzündung bekommen und sterben.

Dazu kam noch die Angabe, dass ihr der Sturm „immer ein angenehmes, beinahe sexuelles Lustgefühl“ erzeugt habe.

Sie wollte auch nie „innig oder tief“ geliebt werden, ihre Sehnsucht war immer „stürmisch“ zu lieben und geliebt zu werden. Ihr fallen die Blüten ein, die durch den Sturm entblättert, defloriert, werden. (Odoardo Galotti, nachdem er seine Tochter erstochen: „Gott, was habe ich getan!“ Emilia: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“)

Einer persönlichen Mitteilung Professor Freud's verdanke ich die Kenntnis eines von ihm selbst beobachteten analogen Falles infantiler Sexualtheorie, bei welchem ebenfalls die bewegte Luft, der Windhauch, die Rolle der lebenspendenden Kraft darstellte. Es ergab sich als Grundlage dieser Phantasie die missverständliche Auffassung des Wortes „Geburtsw e h e n“.

Als die Patientin 10 Jahre alt war, gebar ihre Mutter ein kleines Schwesterchen und bei dieser Gelegenheit wurde von den schmerzhaften „Wehen“ gesprochen, welche von der Patientin als „wehende Luft, Blähungen etc.“ gedeutet wurden. Eine Überdetermination ergab überdies noch die Bibelstelle: „Und der Herr hauchte ihm lebenden Odem ein.“

Auch der heilige Geist, dem im christlichen Dogma die Rolle des Befruchtenden zugeweiht ist, erscheint den Aposteln am Pfingstfeste nicht allein unter dem uralten Phallussymbol der Flammenzungen, er kündigt sich auch unter dem Bilde des Sturmes an: „Da entstand plötzlich vom Himmel ein Brausen, gleich dem eines daherfahrenden gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, wo sie sassen.“

Die Auffassung des Windes, des Hauches, als Lebenssymbol ist so alt wie die Menschheit. Der Beginn des Lebens mit dem ersten Atemzuge des asphyktischen Neugeborenen, der Eintritt des Todes zugleich mit dem Stillstande der Respiration, das musste auch schon den primitiven Urmenschen zur Auffassung drängen, dass das Lebendige im Menschen der „Odem“ sei, der ihm von seinem Schöpfer ein- und vom Sterbenden wieder ausgehaucht wurde.

In Prof. Freud's psychoanalytischer Untersuchung einer „Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“ (Heft VII der „Schriften zur angewandten Seelenkunde“) wird auf S. 25 mitgeteilt, dass „bei den alten Ägyptern der Geier als Symbol der Mütterlichkeit galt, weil man glaubte, es gäbe nur weibliche Geier und keine männlichen dieser Vogelart. Wie sollte nun die Befruchtung der Geier vor sich gehen, wenn sie alle nur Weibchen waren? Darüber gibt eine Stelle des Horapollo guten Aufschluss.

„Zu einer gewissen Zeit halten die Vögel im Fluge inne, öffnen ihre Scheide und empfangen vom Winde.“

Kollega Otto Rank hatte die Freundlichkeit, mir mitzuteilen, dass auch in alten nordischen Sagen die Befruchtung durch den Sturm eine Rolle spielt. So finde man in dem finnischen Epos „Kalevala“ die Angabe, dass die Jungfrau Ilmator durch den Wind Mutter geworden sei.

In der „Zeitschrift für Ethnologie“, 37. Jahrg. 1905 auf Seite 296 findet sich eine Mitteilung Oppert's, laut welcher die Brahmanas glauben, dass aus dem dem Hinterleibe des Schöpfungsherrn Prajapati entfahrenden „unteren Hauche“ die Menschen, die Götter hingegen aus dem „oberen Hauche des Mundes“ entstanden seien; und im 38. Jahrgang 1906 derselben Zeitschrift ist auf Seite 280 von Dr. med. Hans Bob

eine dem indischen Archipel (Singapore) entstammende Sage angeführt, nach welcher Luminu-ut durch den Wind geschwängert worden sei.

Nicht nur in uralten Schöpfungsmythen, auch noch viel später, ja selbst in der Kunst der deutschen Renaissance noch findet der Befruchtungsakt eine naiv-symbolische Darstellung durch Einhauchen des „lebendigen Odems“. Über dem Portale der Marienkirche in Würzburg ist aus jener Zeit die „Empfängnis Mariae“ in Relieifarbeit dargestellt, und zwar in der Form, dass, mit Ausschaltung des „heiligen Geistes“, — Gott Vater selbst hoch oben im Himmel einen langen Schlauch zwischen den Lippen hält, dessen anderes Ende unten auf der Erde in den Leib der knieenden Maria einmündet¹⁾.

So grotesk also auch die von meiner Patientin entwickelte Zeugungstheorie anmuten mag, — gar so weit hat sie sich von den Versuchen der Menschheit, die Lebenswerdung zu erklären, denn doch nicht entfernt¹⁾.

Einige Wochen nach Aufdeckung ihrer infantilen Befruchtungsphantasie teilte mir die Patientin folgenden Traum mit:

„Sie, Herr Doktor, sind zu mir in mein Zimmer gekommen und wir beide rieben die Wangen fest aneinander. Es waren noch andere, mir unbekannte Leute im Zimmer, die aber, — obwohl ich es befürchtete, — doch nichts merkten, weil wir das Reiben ganz still machten.“

Eine Deutung dieses Traumes ist beinahe überflüssig. Wenn wir statt „Wangen“ das ebenso gebräuchliche Wort „Backen“ einsetzen, so ist damit die von Prof. Freud aufgefundene „Verschiebung von unten nach oben und von hinten nach vorne“ ganz deutlich geworden und der ohnedies kaum verdeckte infantile Wunschgedanke der Träumerin seiner letzten Hülle beraubt. Dass die Gegenwart vieler, unbekannter Leute im Traume zur gegensätzlichen Darstellung eines Geheimnisses, — natürlich fast immer eines sexuellen, — dient, ist aus den Publikationen Freud's wohl auch schon hinlänglich bekannt. Dass diese vielen Leute trotz der Befürchtung der Patientin „nichts merken“, ist ein Detail, welches ebenfalls schon längst von Prof. Freud als charakteristisch für die meisten Exhibitionsträume erkannt und aus infantilen Erinnerungsspuren erklärt wurde, in welchen die Erwachsenen einstens ebensowenig wie jetzt die „vielen Leute“ im Traume von der kindlichen Entblössung irgend welche Notiz nahmen.

Allerdings erklärt die Träumerin dieses Unbeachtetbleiben damit, dass wir „das Reiben ganz still machten“. Das Wort „still“ hat nun in diesem Falle eine Doppelbedeutung.

¹⁾ Eine gute Abbildung dieses Reliefs befindet sich in der „Renaissance“, dem Ergänzungsbande der von Eduard Fuchs herausgegebenen „illustrierten Sittengeschichte“ auf Seite 289.

²⁾ Man vergleiche dazu die im Jahrbuche für psychoanalytische Forschungen, Band III, 1. Hälfte, veröffentlichte Arbeit Jung's über „Wandlungen und Symbole der Libido“, pag. 166. Dort heisst es: „Die infantile Inzestphantasie einer meiner Kranken lautet: Der Vater deckt ihr die Hände aufs Gesicht, und bläst ihr in den geöffneten Mund.“

Nach Abschluss meiner Arbeit erschien im „Zentralblatt für Psychoanalyse“, I. Jahrgang, Heft 12, eine Publikation von Ernest Jones. London, über das Problem des „gemeinsamen Sterbens“, in welcher der Autor (S. 566) konstatiert, dass das Entweichen der Darmgase „häufig von den Kindern für den wesentlichen Teil des Koitus gehalten wird, der demnach darin bestünde, einen Flatus in die weibliche Kloake zu lassen.“

Es vertritt nicht nur den manifesten Sinn: „geräuschlos“; es führt bei der Patientin auf unterbewussten Assoziationswegen, die durch blosse Wortähnlichkeit bedingt sind, auch noch zu den Gedankenkomplexen, die sich an das „Stillen“, Kindersäugen knüpfen. Und gerade diese sexuellen Phantasien spielten in der neurotisch erkrankten Psyche meiner Patientin eine hochbedeutsame Rolle. Die erogene Zone der Brustwarzen war seit frühester Jugend überbetont. Als Patientin noch ein kleines Mädchen war, legte sie ihre Puppen immer an die Brust und im Alter von zehn Jahren versuchte sie es mit einem lebenden Säugling. Der wollte aber nicht saugen, was sie, die eine lebhaft Lustempfindung verspürte, sehr zornig machte. Zur Revanche saugte sie an dem Penis des Kindes. Als symbolische Reminiszenz dieses Erlebnisses musste sie in späteren Jahren in schlaflosen Nächten aus dem Bette aufstehen und Milch, Zuckerwasser oder dergleichen über der Gasflamme sich wärmen, und wenn sie die warme Flüssigkeit (Urin) getrunken hatte, dann empfand sie ein Gefühl der Befriedigung, welches ihr das Schlafen wieder ermöglichte.

Die Furcht vor nächtlichen Geräuschen war somit, — wie ja zu erwarten, — reichlich überdeterminiert. Sie musste nicht nur auf das Geräusch des elterlichen Sexualverkehrs — nach ihrer Meinung auf die entweichenden Darmgase — ängstlich horchen und deshalb wach bleiben, sie wollte auch, dass es absolut „still“ sei, weil sie damit assoziativ das lautähnliche Wort „stillen“ und den gesamten aktiven und passiven Saugkomplex verbunden hatte.

Ein detaillierteres Eingehen in die reichverzweigte und ungewöhnlich komplizierte Pathogenese des Falles würde Zweck und Rahmen dieser vorläufigen Mitteilung überschreiten. Es sollte bloss gezeigt werden, wie durch Analyse einer Selbstmordphantasie der Erwachsenen es möglich wurde, eine längst vergessene Sexualtheorie aus früher Kinderzeit wieder ins Gedächtnis zu rufen, eine Theorie, die, als pathogenes Material im Unbewussten schlummernd, auf eines der schwersten Hauptsymptome der Patientin, auf die Schlaflosigkeit, formend und fixierend bis zu ihrer endgültigen Lösung einwirkte. Dass diese kindliche Sexualtheorie sich auf die Analogie bezog, war nach den Forschungsergebnissen Freud's und deren Bestätigung durch Bleuler, Jung u. a. zu erwarten. Allerdings handelte es sich bei den bisher publizierten Fällen immer um den Geburtsvorgang, den die Kinder mit der Afteröffnung in Verbindung brachten. Meine Patientin hingegen stellte sich auch die Zeugung mittelst des Anus vor, und eigentlich entsprach es nur einem ganz korrekten Gedankengange, wenn sie annahm, dass, wo die Kinder später heraus, das Befruchtende gerade in der Form des Windes, des uralten Menschheitssymbolos der Zeugungskraft, vorgestellt wurde, erhöht nur die Schönheit der durchwegs logischen Phantasiekonstruktion des nach Erkenntnis ringenden Kindes.

Und nun sei zum Schlusse noch der Bericht über das therapeutische Resultat gegeben.

Der Erfolg war bezüglich der Schlaflosigkeit, und zwar schon beinahe unmittelbar nach Aufdeckung der determinierenden Komplexe ein geradezu verblüffend guter und er hat auch bis jetzt — über zehn Monate — dauernd angehalten.

Ich glaube also berechtigt zu sein, von einer endgültigen Beseitigung dieses Symptomes sprechen zu dürfen.

Patientin hat alle schalldämpfenden Vorhänge und Decken von den Fenstern entfernt, die Türen beider Nebenzimmer sind geöffnet, in diesen wird je ein Fensterflügel die ganze Nacht offen gehalten, Antiphone, die Wachspfenne, das dicke Kopftuch sind entbehrlich geworden.

Patientin schläft ohne jeden besonderen Schutz vor Geräuschen einen ruhigen, normalen Schlaf, wie sie ihn seit Jahrzehnten nicht genossen.

Auch bezüglich der anderen Krankheitssymptome ist zwar noch nicht Heilung, aber doch schon wesentliche Besserung zu verzeichnen. Das ist eigentlich ganz selbstverständlich, denn die singuläre Beseitigung eines einzigen Symptomes ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ich betone dies ausdrücklich deshalb, weil die Mitteilung eines Bruchstückes aus einer umfangreichen Analyse, wie ich sie hier zu geben versucht habe, leicht zu der irrigen Annahme verleiten könnte, es sei möglich, durch planvolle Leitung in der Behandlung auf die Beseitigung irgend eines Symptomes hinzusteuern. Und tatsächlich verlangen nicht nur die Patienten, sondern oft auch die der Psychoanalyse unkundigen Hausärzte, es möge nur das eine, das schwerste Symptom weggenommen („ausgeredet“ oder „wegsugeriert“) werden; alles andere sei dann schon leicht zu ertragen.

Das ist nun allerdings ganz unmöglich; denn das zu beseitigende Symptom ist mit allen andern pathogenen Komplexen durch so viele reichverzweigte Assoziationen verknüpft, dass es keineswegs genügt, die dem Symptom speziell zugehörigen Verdrängungsinhalte aufzulösen; es müssen ausserdem noch die unzähligen Verbindungsfäden gelockert werden, welche von und zu allen übrigen pathogenen Komplexen führen, denn diese Verbindungsfäden sind die Leitbahnen, auf denen affektbetonte Verdrängungsimpulse immer von neuem und von den verschiedensten Seiten dem determinierenden Grundkomplexe zugeführt werden.

Somit ist es ganz undenkbar, ein einzelnes Symptom ohne gleichzeitige Beeinflussung aller anderen zur Lösung zu bringen; und wenn ich in dieser meiner Mitteilung die Beziehungen zum gesamten Krankheitsbilde vernachlässigte, so geschah es einfach deshalb, weil ich dann nicht nur einen Ausschnitt, sondern die ganze, grosse Krankheitsgeschichte mit allen Details hätte bringen müssen.

Ich darf mich daher mit der Mitteilung begnügen, dass der Harnrang viel seltener als früher, und nur mehr unter ganz bestimmten Verhältnissen eintritt, sowie dass die Masturbation den zwanghaften Charakter verloren hat und — statt wie ehemals mehrmals täglich — bloss ein- bis zweimal wöchentlich ausgeführt wird.

Zum Schlusse sei Herrn Freud für die gütige Zuweisung des Falles der verbindlichste Dank ausgesprochen.

III.

Analyse eines Traumes eines 5 $\frac{1}{2}$ jährigen Knaben.

Von Frau Dr. H. Hellmuth, Wien.

Der 5 $\frac{1}{2}$ jährige Junge schläft seit einer Woche mit seinen beiden Tanten in einem Zimmer. Morgens liebt er es, die jüngere Tante durch Aufrufen, Plaudern etc. aus dem Schlafe zu wecken (wie er vor 2 Jahren begründete: „Sie braucht nicht noch zu schlafen, wenn ich wach bin“); seine Grosstante verwehrt ihm die Ruhestörung und der kleine Schelm findet einen Ausweg: er schweigt, solange diese im Zimmer ist; sowie sie die Türklinke hinter sich geschlossen hat, ruft er leise: „Tante Hermin', bist du wach?“ redet für sich oder raschelt mit der Wäsche, um sofort zu verstummen, wenn die Grosstante eintritt. Am Vortage des Traumes sagt er zur Tante: „Du, wenn ich wieder bei der Mutter schlafe, springe ich mitten in der Nacht auf sie, damit sie nicht schlafen kann.“ „Geh', du bist ein abscheulicher Bub, wenn du die Mutter, die so gut zu dir ist, nicht schlafen lässt.“ Darauf folgt die nämliche Entgegnung wie vor 2 Jahren: „Sie soll nicht schlafen, wenn ich wach bin.“

Nachts um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr ruft er ganz leise — wie am Morgen — „Tante Hermin'.“ Pause. „Tante Hermin', ich fürchte mich so!“ Ich setze mich auf und frage ihn: „Was hast du denn?“ Er: „Ein grosser Bär will mich fressen.“ Ich beruhige ihn, dass ihm nichts geschehe, dass er nur geträumt habe, und wir legen uns beide wieder zur Ruhe. Nach einer Viertelstunde leise für sich: „Ich habe eine wahnsinnige Angst.“ Ich stehe nochmals auf, gebe ihm ein vom Abend übrig gebliebenes Stück Zuckerwerk, er isst es mit den Worten: „Du, das schmeckt mir sehr gut“, und hält mich dabei fest an der Hand, einen Finger umklammernd. Endlich beruhigt er sich und sagt spontan: „Ich werde das Christkinderl bitten, dass es mich bewacht.“ —

Am Morgen ist sein erstes, den Traum nochmals zu berichten mit dem Zusatz: „Es war auch ein grosser Zaun da und oben lauter spitze Pfeile und der Bär hat mich mit den Vordertatzen umarmen wollen. Und am Plafond war in der Mitte ein riesiger schwarzer Fleck, nein, ein grosser Patzen.“

Vorbericht: Tags zuvor war er in der Menagerie in Schönbrunn gewesen, wo er die Tiere gefüttert, von denen er alle möglichen Phantasien, wie sie — seinem stark ausgeprägten Autoerotismus gemäss — nur ihn angeschaut, nur von ihm Futter genommen, erzählte; zu seinen besonderen Lieblingen zählen die Bären.

Die Deutung des Traumes wurde wohl nicht von dem Jungen selbst

gegeben, da ich ein allzu dringendes Ausfragen vermied, um dem Träumen im Bewusstsein des Kindes keine zu wichtige Bedeutung einzuräumen, sondern ich versuchte auf Grund genauer Kenntnis seiner kleinen Erlebnisse und des Milieu, in dem er aufwächst, sowie seines wiederholten längeren Aufenthalts in meinem Hause den wahrscheinlichen tieferen Sinn des Traumes aufzuzeigen.

Traumanalyse: Durch sein Träumen erreicht er zunächst die Erlaubnis zu dem Wecken seiner Tante; niemand kann es ihm verargen, wenn er in seiner Angst bei ihr Zuflucht sucht und sich so den Vorgenuss des auf seine Mama geplanten nächtlichen Überfalls verschafft. Dass er sich gerade die Tante Hermine ausersieht, für die das Weckverbot besteht, anstatt seine Grosstante, die ihm während eines längeren Besuches vor 2 Jahren bei nächtlichen Bedürfnissen behilflich war, führt zur Wunscherfüllung „Wenn ich nicht schlafe, braucht sie auch nicht zu schlafen,“ und er übt seine morgendliche Taktik, da er auch zur Nachtzeit das Anrufen durch eine kleine Pause unterbricht, als befürchte er, von der Grosstante zurecht gewiesen zu werden.

„Ich fürchte mich so“ knüpft an seine (vor 2 Jahren) halb im Scherz, halb im Ernst ausgeübten Praktiken, wenn er beim Mittagessen allzuviel Unruhe stiftete und plötzlich „der Wachmann an die Tür klopfte“, obwohl er recht gut wusste, dass es jemand von der Familie war; er drängte sich an die Mama mit stark affektiertem „Ich fürchte mich, beschütz' mich“, durch die vorgeschützte Angst sich Zärtlichkeiten erzwingend, die ihm wegen des vorausgegangenen unartigen Betragens in diesem Augenblick nicht zuteil geworden wären.

„Ein grosser Bär will mich fressen.“ Der Junge ist ein starker Exhibitionist; bei seinem Besuche vor 2 Jahren hob er morgens die Bettdecke oder stellte sich in seinem Gitterbettchen mit hochgezogenem Nachthemdchen auf. Um ihn davon abzulenken, ohne fortwährend Ermahnung und Strafe anzuwenden, liess ich meine Hand über dem Bette kreisen und als „Stossvogel“ auf den nackten Fuss oder die Hand, sowie auf Spielsachen (Tiere, die der Stossvogel raubte) niedersausen, während der „Stossvogel“ voll Ekel davonflog, wenn er mehr Nacktes sah. Wenn damit die Exhibitionslust auch nur auf harmlosere Körperteile verschoben wurde, so war damit doch die Aufmerksamkeit des Knaben von den Genitalien abgelenkt. Dass er dieses Spiel nicht vergessen hatte, bewies seine am ersten Morgen seines diesmaligen Aufenthalts gestellte Frage: „Du, Tante Hermin', kommt der Stossvogel auf die N . . . strasse auch?“ (Wir hatten nämlich inzwischen die Wohnung gewechselt.) Der Bär, der ihn umarmen will, ist in erster Linie seine Mama, auf die er gern zurennt und sich von ihren Armen auffangen lässt. (Dieses Spiel geht bis zu seinem 10. oder 11. Lebensmonate zurück.) Auch muss sie für ihn Kletterbaum sein, an dem er (= der Bär), an ihren Händen sich festhaltend, von den Knien bis zur Brusthöhe hinaufsteigt. Endlich führt der gefürchtete Bär auf eine Episode aus seinem 13. Monate. Nach mehrmonatlicher Abwesenheit tritt sein Papa (gross, stattlich, schwarzen Bart) unangemeldet ins Zimmer; der Kleine erkennt ihn nicht gleich und schreit aus Leibeskräften, da er ihn mit dem Arzt (ebenfalls schwarzen Bart), der ihn geimpft, identifiziert. Da seine Eltern sich in der Folge voneinander trennten, hat er vom 4. Lebensjahre an keine Gelegenheit mehr, seinen Papa zu sehen; trotzdem bewahrt er ihm, obwohl sich der-

selbe um sein Söhnchen nicht kümmert, die zärtlichsten Gefühle; es dürfte also die Furcht vor dem Bären, der ihn umarmen und fressen (= küssen) will, geradezu der Wunsch sein, seinen Vater zu sehen.

„Es war auch ein grosser Zaun da und oben lauter spitzige Pfeile.“ Als reale Anknüpfung dient das durch nicht vollständig schliessende Jalousien eindringende Licht der elektrischen Strassenbogenlampen, wodurch an der Zimmerdecke infolge der abwechselnden Licht- und Schattenstreifen tatsächlich eine zaunartige Zeichnung entsteht, die den letzten optischen Tageseindruck des sich ca. $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde mit offenen Augen in den Schlaf lutschenden Kindes bildet. Für den Traum bedeutet der Zaun zunächst das Gitter des Bettchens, in dem er bis zur Hälfte des 5. Jahres schlief, durch welches er mit seinem Penis exhibitionierte. An seinem Gitterbettchen sass aber auch allabendlich seine zärtlich geliebte „Mutti“; des Reizes dieser Stunden wurde er sich schon mit 3 Jahren voll bewusst, indem er sagte: „Am Abend, da werd' ich immer so zärtlich.“ Im Zusammenhang mit seiner Exhibitionslust im Bette steht seine Gewohnheit, auf Spaziergängen bei jedem Zaun unter Anwendung aller erdenklichen, ihm möglichen Kunststückchen zu urinieren, z. B. an ein bestimmtes Brett oder genau durch zwei Latten hindurch in eine Spalte. Das Urinieren auf ein bestimmtes Brett führt wieder in sein 1., 2. Lebensjahr zurück, wo er unter spitzbübischem Gelächter Arm oder Hand seiner Pflegerin oder seiner Mama zur Zielscheibe seiner Verrichtung machte und dies trotz Bestrafung immer wieder tat. Das Zielen gegen eine Spalte zwischen zwei Latten dürfte seine eigenen Beine und seinen Penis bedeuten, vielleicht auch die Vagina, da er mit 3 Jahren behauptete, ein 9 jähriges Mädchen habe sich mit ihm ins Badezimmer eingesperrt und sich dort vor ihm nackt ausgezogen; von demselben Kinde erzählt er immer wieder, dass er beim Schaukeln ihren „vorderen Popo“ gesehen hätte, der nicht ein solches „Zipferl“ habe wie der seine, sondern eine „lange Furche, aus der das Wischi kommt.“

Die spitzigen Pfeile weisen wohl zunächst auf seinen eigenen Penis, aber auch auf die Membra mehrerer Knaben, welche, während seines 2. Lebensjahres im benachbarten Hause wohnend, wiederholt dabei betreten wurden, wie sie beim Zaun in den Nachbarsgarten urinierten; daher produziert der Traum nicht einen, sondern „laute spitzige Pfeile.“ Vielleicht bedeuten diese aber auch die weiblichen Brüste, resp. die Zitzen der Hündinnen, für die er sich gleicherweise interessiert und deren Zweck ihm, da er auf dem Lande aufwuchs, frühzeitig erklärt wurde; auch weiss er, dass dieselben wachsen, wenn im Bauche der Tiere Junge seien; daher die Äusserung zu seiner Tante H., als er sie zufällig einmal im Niederleibchen sieht: „Du, ich glaube bestimmt, du wirst bald ein Kind bekommen.“

„Ich habe eine wahnsinnige Angst“: Mit diesem scheinbaren Selbstgespräch (sonst leitet er jede Rede durch eine Aufmerksamkeit heischende Anrede ein) zwingt er mich neuerlich, mich mit ihm zu befassen. Bei Tag versteht er es, unausgesetzt Mutter oder Tante, am liebsten beide, mit sich zu beschäftigen. Interessant ist, wie er jetzt die Liebe von der Mutter auf die Tante H. ausdehnt, während er früher, wenn die Mutter kam, von niemandem anderen wissen wollte; dem

kleinen Tyrannen ist es verhasst, wenn die genannten Personen miteinander plaudern und er, die Hauptperson, vernachlässigt wird. Bei seiner weit über seine Jahre gehenden Intelligenz (mit kaum 3 Jahren bringt er selbständig in seiner Rede das Kausalitätsverhältnis zum Ausdruck) nimmt es nicht wunder, dass er in der Wendung „wahnsinnige Angst“ die Redeweise von Mutter und Tante stark imitiert. Sein erstmaliger Ausspruch „Ich habe in der Nacht immer solche Angst“ datiert aus dem Vorjahre, als er 2 Monate lang bei einer befreundeten Familie weilte, wo er leider im Schlafzimmer der Ehegatten schlief. Obwohl die Sitte derselben, nach dem Mittagessen sich auf 2 Stunden zurückzuziehen, und das strenge Verbot der Ruhestörung während dieser Siesta an die Kinder, sowie spätes Nachhausekommen des Vaters vermuten lassen, dass dem kleinen Jungen abends oder morgens keine Gelegenheit zur Beobachtung des Koitus gegeben wurde, so dürfte er doch vielleicht die nächtliche Verrichtung von Bedürfnissen, sei es des Herrn oder der Frau, belauscht haben, worauf seine wiederholten Erzählungen, wie bei S . . . „mitten in der Nacht im Osten ein Licht aufblitzt, ja ein wirklicher Blitz“, deuten. Das Bett des Herrn stand nahe dem Fenster (= Osten, Aufgang der Sonne, was ihm wohl bekannt ist); der Blitz = elektrisches Licht, das neben dem Bett des Herrn aufflammt. Da er niemals im Schlafzimmer seiner Eltern schlief, fehlen ihm auch aus früherer Zeit diesbezügliche Erfahrungen.

„Der schwarze Fleck mitten am Plafond, nein ein grosser Patzen“. Eine ziemlich grosse Ampel wirft tatsächlich in dem schwach beleuchteten Zimmer ihren Schatten auf den Plafond. — Der Junge war seit seinen ersten Monaten ein „Kotschmierer“ und wenn ihm auch Strafen die grösste Betätigung seiner Koprophilie abgewöhnten, so blieb ihm doch das lebhafteste Interesse für seine und anderer Defäkation erhalten. Vor wenigen Tagen rannte er wie besessen im Zimmer herum, hockte bald da, bald dort nieder und rief: „Tante Hermin', ich setz' mich her und mach' dir einen Patzen,“ bis schliesslich sein Vergnügen in einem Verdruss ein unliebsames Ende fand. Der Traum gewährt ihm Erfüllung seines Wunsches, und zwar oben am Plafond, an einem recht exponierten Platze, wo es jeder sieht, der ins Zimmer tritt; bei obigem Spiele ersah er sich wiederholt die „Mitte“ des Schreibfisches aus; ebenso im Traum. (Mitte des Plafonds, Mitte des Schreibfisches = Muschel mitten im Klosett.) Der schwarze (= dunkle) Fleck ist wohl auch sein eigener Nabel, für den er sich, wie für seinen ganzen Körper, den er von jeher sehr bewunderte (eine diesbezügliche Szene wurde von mir in seinem 15. Monate beobachtet), intensiv interessiert. Der offenkundig sichtbare schwarze Fleck ist gewiss auch eine Traumentstellung für heimliche Masturbation, die niemand sehen darf.

Bei meinen beruhigenden Worten hält er meine Hand, indem er einen Finger (i. e. seinen eigenen Penis) fest umklammert. Ich sehe auch sonst wiederholt, wie er sich nachts schlafend aufsetzt, und habe die Vermutung, dass dies Aufrichten des Oberkörpers ein Symbol des erigierten Penis nach nächtlicher, im Schlafe erfolgten Onanie ist, da ich vor 2 Jahren bemerkte, dass er abends tatsächlich mit stark erigiertem Gliede sich im Bettchen aufstellte und erst dann sein Bedürfnis äusserte, wobei er mit starrem Blicke (im Halbschlaf) beim Urinieren onanieren wollte.

Bemerkenswert ist, wie bei dem kleinen Jungen, der frei von religiöser Beeinflussung erzogen wird — er lernte Worte und Geberden des Gebets erst im Vorjahre bei der früher erwähnten Familie S. . . . kennen, bei deren 5 jährigem Mädchen sich das Beten aber auch nur auf einen einzigen frommen Spruch beschränkte — sich die Angst als infantile Wurzel des Gebets zeigt, da er nach seinem Traum spontan sagt: „Ich werde das Christkinderl bitten, dass es mich bewacht.“ Am nächsten Tage von mir über das Christkind befragt, erklärt er, es sei goldig wie die Sonne, klein mit einem langen Kleidchen, keinen Hosen (ausdrücklich betont); in der Nacht werfe es seine Strahlen ins Zimmer und der Zaun, den er im Traum gesehen, sei eben sein Schatten gewesen. Auf dem Weihnachtsbaum, der ihm im Vorjahre geschmückt worden, befand sich ein Wachselgel mit blonden Locken, rotem (kurzen) Röckchen und einem goldenen Krönchen (Strahlenkranz) im Haar. Auch blieb der Junge damals in der Weihnachtszeit täglich bei einer Spielwarenhandlung stehen, in welcher sich in der Auslage ein Engelskopf mit der obligaten Umrahmung aus Spitzen (gefälteltem durchbrochenen Stoff) befand, was allerdings an ein zartes Gitter erinnert. Als Zusatz zur Deutung des Zaunes ist noch ein seinem 2. Lebensjahr zugehöriges Erlebnis anzuführen. Die Eltern des Kindes leiteten damals eine Erziehungsanstalt auf dem Lande und hatten dasselbe mit einer Bonne in einer dem Institute unmittelbar benachbarten Villa eingemietet. Nach Schluss des vormittägigen Unterrichts kam die Mutter täglich durch das Zauntürchen, das die beiden aneinanderstossenden Gärten verband, zu ihrem Liebbling, der, durch die Spalten des Zaunes lugend, sie stets schon sehnsüchtig erwartete; wie oft mag ihm die hohe Gestalt der Mutter den Ausblick verdunkelt haben, ehe er sie erkannte, so dass das Christkind, dessen Schatten im Traum sich zu einem Zaune formt, schliesslich auf die ersehnte Mutter zurückführt, die ihn ja ebenso vor dem „Wachmann“ schützen soll, wie jetzt das Christkind den Bären abzuwehren hat.

Eine weitere Ergänzung zum „Zaun mit den spitzigen Pfeilen“ ergibt sich noch aus einer kleinen Szene bei einem vor 2 Monaten gemachten Ausfluge. Der Junge befriedigt seine Bedürfnisse, indem er mit deutlich erkennbarer Absichtlichkeit die Exkremente direkt an einen Zaun absetzt, sie mit einem Ästchen entfernt, mit Urin abspült (kurz den in Freud's Traumdeutung S. 314, III. Aufl. angeführten Traum in die Wirklichkeit übersetzt), und ist weder durch Zureden, noch Zürnen zu bewegen, früher abzulassen, ehe nicht die letzten Reste abgespült sind. Die Strahlen, die das Christkind ins Zimmer wirft, mögen also wohl auch in Beziehung stehen zu seinem eigenen Tun, wie ihm übrigens auch die Wendung „die Pferde strahlen“ bekannt ist.

Zusatz zu „grosser Bär“: An dem der Traumnacht folgenden Morgen betont der kleine Träumer ganz besonders die Grösse des Tieres durch die Worte: „Du, Tante Hermin', er war sehr gross, wirklich sehr gross; natürlich, denn ich bin auch sehr stark, sonst könnte er mich ja nicht besiegen,“ und so erfüllt der Traum seine Tagphantasie, er sei stärker als alle anderen Menschen und stärker auch als die Raubtiere in Schönbrunn. Seiner Vorliebe für Bären dürfte eine Identifikation seiner kleinen Person mit diesen Tieren in sexuellen Dingen zugrunde liegen. Mit 2 Jahren war es sein Stolz, seine kleinen Bedürfnisse nicht mehr sitzend, sondern, wie er laut verkündete, „stehend“ zu verrichten. Als er

mit ca. 3 $\frac{1}{2}$ Jahren zum ersten Male Schönbrunn besuchte und die Bären aufrecht am Gitter (= Zaun) oder Baumstamm sich anklammern sah, rief er begeistert: „Schau, Mama, die Bären fressen „stejend“;“ unbewusst den längst nicht mehr gebrauchten Ausdruck anwendend; und als er gar bei einem „stejenden“ Bären das erigierte Sexualorgan sah, kannte sein Entzücken kein Ende und er war kaum zum Fortgehen zu bewegen.

Fassen wir nochmals die psychischen Hebel ins Auge, die den Mechanismus des Traumes spielen lassen, so erscheint neben der Erfüllung mancherlei kleiner Wünsche der letzten Tage die heisse ungestillte Sehnsucht des Jungen nach seinem grossen, starken Vater, den seine Traumphantasie in die Gestalt des Bären wandelt, wohl als Leitmotiv seines nächtlichen Erlebens.

Zur Erkenntnis des Traumes als solchen bei Kindern möchte ich noch einige Bemerkungen hinzufügen: Bei der Analyse des Traumes meines 5 $\frac{1}{2}$ jährigen Neffen fiel mir auf, dass der Junge, obwohl er seit ca. 2 Jahren weiss, dass Träume keine wirklichen Begebenheiten sind, seinem Traumerlebnis dennoch Realität zuschreibt, da er nachts mit der einfachen Mitteilung „Ein grosser Bär will mich fressen“ bei mir Schutz sucht. Auch meine beruhigenden Worte, dass er nur geträumt habe, trugen zur unmittelbaren Erkenntnis der Grundlosigkeit seiner Angst wenig bei, was aus seiner Bitte ans Christkind, ihn zu bewachen, hervorgeht. Er hält an der Wirklichkeit des Traumes fest, da seine Furcht im Grunde doch nur einen Wunsch bedeutet, dessen Erfüllung ihm der Traum allein verleihen kann. Am nächsten Morgen, da tausend andere kleine Wünsche sich auf die ihn umgebende Sinnenwelt richten, wird der Traumwunsch verdrängt und das Kind bezeichnet selbst sein nächtliches Erlebnis als einen Traum.

Dieses Festhalten der kindlichen Gedanken an der Realität des Erlebten, mag es auch aus Tagphantasien (Phantasie über seine eigene Stärke) oder aus Träumen stammen, ruft mir den ersten Traum des Jungen in Erinnerung:

Am 12. Dezember 1909 (also mit 3 $\frac{1}{2}$ Jahren) fragt er morgens beim Aufwachen, mit suchenden Blicken im Zimmer herumgehend, seine Mutter: „Wo ist der Christbaum mit dem vielen Backwerk?“ und will lange nicht daran glauben, dass bloss ein schöner Traum ihm den Weihnachtsbaum vorgegaukelt. Immer wieder wendet er ein: „Ich habe ihn ja gesehen, dort in der Ecke ist er gestanden.“ Erst nach vielen Erklärungen und Gegenargumenten, durch die er die Wunscherfüllung festhalten möchte, kommt ihm unter grosser Enttäuschung ein Verständnis für den Traum und seine Irrealität. Die Erinnerung an diesen ersten Traum bewahrt er bis heute, erzählt ihn oft, jedesmal mit dem Zusatz: „Na, damals war ich noch so dumm und glaubte, es sei ein wirklicher Christbaum; es war aber nur ein Traum.“ —

Mitteilungen.

I.

Ein prophetischer Nummertraum.

Von Dr. Wilhelm Stekel (Wien).

Eine wegen schweren Depressionen in meiner Behandlung stehende Dame hatte einmal in der kleinen Lotterie, wie sie in Österreich üblich ist, einen Treffer gemacht. Zwei Nummern, die sie geträumt hatte, waren „herausgekommen“. Diese Tatsache erzählte sie mir aus Anlass eines rezenten Nummertraumes, den sie in der letzten Nacht geträumt habe. Ob sie die Nummern nicht setzen sollte? Es waren die Zahlen 80, 85 und 2. Ich überlasse es ihrem freien Willen von den Nummern des Traumes einen praktischen Gebrauch zu machen und verneine die Frage, ob ich an prophetische Lotterieträume glaube. Nach einigen Tagen erzählt mir die Patientin, dass auch diese Nummern herausgekommen wären, d. h. der 80er und 85er, statt der Zwei sei der Sechser „gekommen“, dieser gehöre aber zu den geträumten Nummern, denn der Herr, der ihr die Nummern im Traume gesagt habe, wohne auf Nummer 6.

Ich sehe mich genötigt, eine Analyse vorzunehmen. Die Patientin ist sehr spärlich mit ihren Einfällen und kann das Wesen der Traumdeutung schwer begreifen. Der Traum, der einst zu einem Gewinnst geführt hatte, lautete: „Ich hörte eine Stimme: Setze die Nummern 17, 12 und 5.“

Ich bin nicht imstande, einen Einfall hervorzurufen, der diese Zahlen erklärt. Sie redet allerlei über Lotto und Bestimmung und besonders spielen die „Nummern“ eine Rolle. Sie bemerkt auch von einer Freundin: „Oh, die ist eine feine Nummer! Die wird nicht nervös werden.“

Ich lasse mir nun den rezenten Traum erzählen. Er lautet: Herr Springer sagte mir: Setzen Sie Nummer 80, 85 und 2. Sehen Sie, ich bin 80, meine Frau 85 und wir leben so glücklich wie die Tauben.

Die Einfälle erzählen uns, dass der Herr Springer seit einem halben Jahre Witwer ist. Ihr Bruder kennt auch einen Baron Springer, der beim Rennen eine grosse Rolle spielt. Ihr Bruder hat bei einem Preisspringen den ersten Preis gewonnen. Er ist ein famoser Reiter, besonders ein ausgezeichneter „Springer“. Seine Frau jedoch habe ihm das Reiten verboten, weil ein Bekannter vom Pferde gestürzt und

gestorben sei. Hier tauchen die ersten Todesgedanken auf, die ja schon in dem Herrn Springer, der Witwer ist, angedeutet sind. Es wird im Verlaufe der weiteren Assoziationen klar, dass Todeswünsche sich gegen die Schwägerin richten, die mit ihr schlecht lebt und ihr den Bruder ganz entfremdet hat. Der Bruder und seine Frau leben „wie die Tauben“ und haben zwei Kinder.

Zu den Zahlen weiss sie keinen Einfall. Dann frage ich sie, wann sie geboren ist. Sie erwidert: 1885. Und der Bruder? 1880.

Jetzt waren die Zahlen determiniert. Es waren die Geburtsjahre von ihr und von ihrem Bruder! Die „2“ bedeuteten, dass sie wieder mit ihrem Bruder leben könnte, wenn die Schwägerin sterben würde. Weitere Determinationen muss ich hier aus Gründen der Diskretion übergehen.

Noch wunderbarer löste sich der erste prophetische Traum, zu dem sie keinen Einfall bringen konnte. Ich wusste, dass ein traumatisches Erlebnis in der Jugend das feine lebensfrohe Mädchen krank gemacht hatte. Ich kenne jetzt schon einige Fälle, da ein Trauma nach der Pubertät einen bestimmenden Einfluss auf das ganze Leben nahm und zum Schicksal der betreffenden Dame wurde. Es sind Ereignisse, wie sie ein Mädchen bald erleben kann. Sie werden erst vermöge einer übermoralischen Lebensanschauung zum Trauma, wenn die Lösung nicht im Sinne der herrschenden Moral durch eine Ehe zustande kommt. Das traumatische Erlebnis dieses Mädchens hatte sich am 12. Mai (12/V) abgespielt. Daher im ersten Traume die Zahlen 17 ($12 + 5 = 17$), 12 und 5!

Der Lottotraum ist also eine wunderbare Wunscherfüllung. Die Zahlen, die ihr Unglück gebracht haben, sollen ihr nun Glück bringen. Sie hatte (nach ihrer Ansicht) durch den Vorfall die Ehre verloren. Nun soll sie dadurch Geld gewinnen. Bei dem traumatischen Vorfall war es zu keiner nennenswerten Intimität gekommen. Sie liess die „Nummer“ nicht zu. Sie holt dies Versäumnis in den Träumen reichlich nach. Sie hat Nummern im Überfluss¹⁾. Ihre Depression erweist sich, wie in allen Fällen, die ich analysiert habe, als Trauer über die eigene Tugend. Sie weint, dass sie nicht so leichtsinnig sein kann wie ihre Freundin, die allerlei Verhältnisse gehabt und dann sich glänzend verheiratet hat, während sie sitzen geblieben ist (Setzen — Sitzen), weil sie sich einbildet, sie könne nicht mehr rein in die Ehe treten. Der Vorfall vom 12. Mai beherrscht ihr ganzes Seelenleben. Die Zahl erscheint in verschiedenen Kombinationen in ihren Träumen und abergläubischen Vorstellungen. Überflüssig zu betonen, dass 7 und 17 für sie Unglückszahlen bedeuten. So hängt auch in diesem Falle der Aberglauben mit einem geheimen Schuldbewusstsein zusammen!

Die Frage, warum die Nummer doch „herausgekommen“ ist (exhibitionistische Determination!), möchte ich in sehr einfacher Weise erklären. Sie träumt diese Nummern jede Nacht und sieht regelmässig in ihrer Gasse vor einer Lottokollektur die Nummern nach, die erschienen sind. Einmal im Jahre müssen doch auch die Schicksalszahlen ihres Lebens erscheinen, weil ja jede Nummer drankommen muss. Diese seltenen

1) Auch die „zwei“ hat eine Bedeutung in Kombination mit der Nummer. Die Freundin hatte ihr von einem Geliebten erzählt, der sehr potent war und gebrauchte bei dieser Gelegenheit den Ausdruck: „Es bleibt nie bei einer Neulich waren es sogar sechs (6!).“

Bestätigungen prägen sich ihr ein, während sie die anderen als belanglos vergessen hat.

Nun können wir noch ein Wort über die Natur ihres Traums verlieren. Ein Freund ihres Bruders traf sie allein in der Wohnung. Sie küssten sich und er vollzog einen exhibitionistischen Akt. Er hatte sich zu viel „herausgenommen“. Sie wurde damals durch den Anblick der phallischen Realität so erschreckt, dass sie zu schreien anfang und die Szene ein Ende hatte. Dieser Herr war ihr halber Verlobter. Die Ehe kam nicht zustande, weil sie nicht die Mittel aufbringen konnte, die für die Kautio notwendig waren. Sie hat also in jeder Hinsicht allen Grund, auf einen Haupttreffer zu hoffen und auf das grosse Los zu warten.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung: Ich habe die Beobachtung gemacht, dass die halben Traumen, bei denen es nach einleitenden Aggressionen nicht zu einem vollständigen Akt gekommen ist, viel pathogener wirken, als die zu Ende geführten. Die erregte Phantasie kommt nach diesen Halbtraumen nie mehr zur Ruhe und führt in endlosen Variationen die begonnene Szene zu einem konsequenten Ausgang. Die frustrane Erregung bleibt in Permanenz erklärt und die daran sich schliessenden, nie ausbleibenden Vorwürfe gelten dann noch mehr den nachfolgenden Phantasien als der traumatischen Szene. Ein unerfüllter Wunsch gleicht nach dem trefflichen Vergleiche von Freud einem Geiste, der so lange herumirrt, bis er erlöst wird. Und Erlösung heisst in diesen Fällen die Fortsetzung der Szene ohne moralische Hemmungen.

II.

Die Lüge in der Psychoanalyse.

(Zugleich ein Beitrag zur Psychologie der Paranoia.)

(Von Dr. M. Wulff, Odessa.)

Darf man denn jeder Mitteilung, jedem „Einfall“ des Kranken „kritiklos“ Glauben schenken, kann denn der Kranke nicht den Arzt mit Absicht irreführen, ihm „falsche Einfälle“, „erlogene Erlebnisse“ vortäuschen? Mancher Kranke wird es wohl versucht haben, was er aber damit erreichen kann, soll das folgende Beispiel zeigen:

Der Traum eines meiner Patienten lautete: „An meiner Stelle im Bureau sind zwei neue Beamte engagiert worden, und mir hat man gesagt, ich sei entlassen.“ Die Analyse stösst gleich auf Widerstand. Zum ersten Satz: „An meiner Stelle im Bureau sind zwei neue Beamte engagiert worden“ — will dem Patienten nichts einfallen. Und nun entwickelt sich der folgende Dialog:

Ich: „An Ihrer Stelle sind zwei engagiert worden — ist damit nicht gemeint, dass Ihre Arbeit im Bureau zwei machen müssten?“

Patient (zögernd): „Nein . . . Ja . . . Ich hab' es mir mal so gedacht, dass ich dort für zwei arbeiten muss.“

Ich: „Wer sind denn diese zwei?“

Pat. (Pause): . . . Herr Nathansohn und Herr Jachimoritsch.“

Ich: „Wer sind denn die Herren?“

Pat.: „Ich kenne sie nicht . . .“

Ich: „Sie arbeiten doch wohl mit diesen Herren zusammen im Bureau?“

Pat.: „Nein . . . Herren mit solchen Namen gibt es im Bureau nicht. Ich habe diese Namen erlogen, ich habe in Wirklichkeit die Herren X. und Y. gemeint.“

Die Analyse dieser zwei „erlogenen“ Namen deckte nun folgendes auf: Zu „Nathansohn“ fällt dem Pat. ein Herr Nathansohn ein, der öfters ins Bureau kommt wegen seiner geschäftlichen Angelegenheiten. „Ich habe den Verdacht,“ sagt Pat., „dass der Chef mit ihm über mich gesprochen hat, dass ich so „anormal“ bin für meine Jahre.“ — Das ist ein paranoischer Gedanke und bezieht sich auf die folgende Vorstellung des Patienten: Er ist 31 Jahre alt und hat noch keinen Geschlechtsverkehr gehabt, weshalb er sich für „anormal“ hält und glaubte wegen dieser seiner „Abnormität“ von allen verhöhnt und verlacht zu werden¹⁾. Sein Chef hat von dieser „Abnormität“ sicher keine Ahnung, ebenso wie der Herr Nathansohn, der ihn überhaupt gar nicht kennt. Nun die weiteren Anfälle des Patienten: „Der Name Nathansohn war mir aber auch früher schon bekannt . . . Ich glaube, dass er mit meinem Bruder auf der Schule zusammen gelernt hat; oder nein . . . sie haben bloss zusammen irgendwo verkehrt . . . Nein . . . Nun weiss ich . . . vor einigen Wochen habe ich mit meinem Bruder einen Maskenball besucht, dieser Herr war auch da. Er und mein Bruder haben mit denselben Masken gesprochen, getanzt, ihnen den Hof gemacht. Die Damen haben meinem Bruder von Herrn Nathansohn und Herrn Nathansohn von meinem Bruder erzählt.“ Der Herr Nathansohn und der Bruder werden also identifiziert: sie sind beide aggressiv heterosexuell, haben Erfolg bei Frauen, Pat. dagegen sehr schüchtern und ängstlich in Damengesellschaft und beneidet den Bruder. Das war schon immer seit Kindheit so. Es tauchen Erinnerungen an die „erste Liebe“ des Patienten im Alter von 5 bis 6 Jahren auf. Sie gehörte einem vierjährigen Nachbarmädchen, das aber den um zwei Jahre älteren Bruder vorgezogen hat. Dieses Erlebnis führt dann durch Übertragung vom Bruder auf den Vater zur Inzestliebe zur Mutter und zum „Familienroman“.

Der andere „erlogene“ Name ist „Jachimowitsch“. „Das bin ich ja selbst“ — meint Patient: „Ja“—„chimowitsch“. „Ja heisst im Russischen — „ich“, „chimowitsch“, „imowitsch“ — eine Namensuffix.

Die zweie also, für die er arbeiten musste, sind er selbst und sein Bruder. Er glaubte auch für seinen Bruder arbeiten zu müssen während dessen Studienzeit. Auch dem Vater musste er damals materiell helfen. Er hatte eine schlecht bezahlte Stellung in einem Geschäft bei Leuten gehabt, die, wie er glaubte, seinem Bruder, der damals auf der Universität studierte, materiell behilflich waren, und deshalb glaubte er die Stellung behalten zu müssen, um „für den Bruder durch seine Arbeit zu bezahlen“. Der Bruder selbst aber hat ihn immer dazu bewogen, eine andere Stellung zu suchen. Auch die kleine Summe, die er der Mutter für seine Pension bezahlt hat, hielt er für „eine materielle Hilfe“

¹⁾ Pat. hat vor 6 Jahren eine akute halluzinatorische Psychose durchgemacht, hatte damals viel Verfolgungsideen und weist auch jetzt einen deutlichen paranoischen Zug auf.

für den Vater, die er anstatt seines Bruders geben musste, denn seiner Meinung nach war es eben der ältere Bruder und nicht er, der jüngere, der dem Vater helfen müsste. Auf diese Weise hat er seinen Bruder zu seinem Schuldner gemacht und betrachtet sich als den Beleidigten, das Opfer. Die psychologische Motivierung dieser wahrheitswidrigen, beinahe wahnhaften Gedanken ist leicht verständlich. Der Bruder hat bei ihm wirklich etwas sehr Teueres weggenommen — seine erste kindliche, einzige, langjährige Liebe, das Nachbarmädchen. Es ist bei ihm eine Verschiebung der infantilen erotischen Gefühle auf die materiellen Komplexe zustande gekommen. Diese Verschiebung habe ich bei den Neurotikern sehr oft mehr oder weniger ausgesprochen gefunden: beim Kampfe um das Geld spielen sich dieselben Gefühle und Affekte ab wie in der frühesten Kindheit um das erste Liebesobjekt.

Der Kranke wird von dem Gedanken geplagt, er könne nicht im Bureau mit seiner Arbeit fertig werden, er taue nichts, kenne und verstehe nichts, sei geistig wenig entwickelt, werde deswegen von allen verhöhnt und verlacht. Von Tag zu Tag erwartet er eine Schmähung, er werde von seiner Stellung im Bureau mit einem Skandal entlassen werden, meint, er solle lieber seine Stellung freiwillig aufgeben etc. Eines seiner wichtigsten Krankheitsmotive ist der Wunsch, aus dem Bureau entlassen zu werden („und mir hat man gesagt, ich sei entlassen“ im Traum), von seinem Bruder ausgehalten zu sein und auf diese Weise den Bruder zu zwingen, „seine Schuld“ zu bezahlen. Dann will er seine Bildung auf der Hochschule fortsetzen, um dem Bruder auch in dieser Beziehung gleich zu sein.

Der Fall gestattet zugleich einen Einblick in die Psychologie der paranoiden Ideen des Kranken. Der „Nathansohn“ wird in ganz paranoider Art verdächtigt, Pat. wegen seiner sexuellen Unfähigkeit ausgelacht und beim Chef geschädigt zu haben. Die Analyse entdeckt, dass der Nathansohn mit dem eigenen Bruder identifiziert wird. Ähnliche paranoide Gedanken und „Beziehungsideen“ hat Pat. massenhaft, es sind aber nur Männer, die ihn wegen seiner sexuellen Unfähigkeit, seinem Zurückbleiben im Lebenskampf, Ungeschicklichkeit, seiner Minderwertigkeit in jeder Beziehung auslachen, verhöhnen oder in irgend einer Weise verfolgen oder schädigen wollen. Die Analyse entdeckt aber hinter allen Feinden und Verfolgern des Patienten immer den Bruder oder den Vater. „Ich habe Angst vor den Männern und hasse sie,“ sagte Pat., „und mit den Frauen habe ich immer Mitleid und bedauere sie, obgleich ich mich vor ihnen sehr schäme.“ Diese passiv-masochistische homosexuelle Angst wird vom Bewusstsein nach aussen auf den Mann projiziert und als Verfolgung aufgefasst. Diese Gefühle waren beim Patienten seit der frühesten Kindheit sehr stark entwickelt. Er war von seiner Mutter sehr verzärtelt, hing an ihr mit einer leidenschaftlichen Liebe, hat bis zum 7.—8. Lebensjahre bei ihr im Bett geschlafen, litt an Pavor nocturnus bis zum 10. Jahre und zeigte überhaupt das typische Bild einer verankerten Libido. Vor dem Vater hatte er immer nur Angst, stand ihm kalt, fremd, feindselig gegenüber. Eine seiner frühesten Kindheitserinnerungen ist die folgende: „Ich war damals noch ganz klein, vielleicht 5—6 Jahre alt. Eines Abends war ich sehr lebhaft und unruhig und durch mein lautes Spielen wurde der Vater gestört.

Er schrie mich böse an. Ich erschrak, und im Augenblick habe ich einen schwarzen Engel an der Tür erblickt mit einem grossen Messer in der Hand. „Es ist der Todesengel“ — ging es mir durch den Kopf — und zitternd vor Angst und Schrecken und schluchzend fiel ich auf die Knie vor den Vater um Verzeihung bittend. Der Vater konnte mich kaum beruhigen.“ Diese Episode erinnert Pat. an die biblische Geschichte von Isaak's Opferung, die er damals wohl schon kannte. Er identifizierte sich mit dem Isaak, den sein Vater schlachten wollte. Er glaubte auch immer, dass er für den älteren Bruder, den Liebling des Vaters, vom Vater geopfert sein sollte. Solche „Rationalisierungsversuche“ seiner Angst und seines Hasses gegen den Vater beschäftigten den Patienten seit der Kindheit. Die positiv-homosexuellen Gefühle dagegen verfielen schon in der frühesten Kindheit einer tiefen Verdrängung. Aber gerade die letzten Gefühle haben den höchsten sozialen Wert, sie werden durch Sublimierung zur Quelle aller Menschenliebe, sie geben den positiven Impuls zur kulturellen Anpassung. Ohne sie wird der Mensch asozial. Daher ist beim Patienten das starke Misstrauen, die ewige Verdächtigung und ängstliche Erwartung jedem neuen Menschen gegenüber. Die eigene Feindseligkeit versucht er durch Projektion auf die Aussenwelt seinem Bewusstsein fern zu halten, sie drängt sich aber in der Form des Verfolgungswahnes wieder ins Bewusstsein vor.

Beim Schreiben dieses Aufsatzes war mir die letzte Arbeit Freud's über Paranoia im III. Jahrbuch für psychoanalytische Forschung noch nicht bekannt und ich wusste nicht, dass der psychische Mechanismus dieses nicht ganz typischen Falles für die Paranoia überhaupt charakteristisch ist. Um so mehr freut es mich, durch diese Beobachtung Vieles von dem von Freud über die Paranoia Gesagten bestätigen zu können.

III.

Über die determinierende Kraft des Namens.

Von Dr. Karl Abraham (Berlin).

In seinem Aufsatz „Die Verpflichtung des Namens“¹⁾ hat Stekel auf verborgene Beziehungen zwischen Namen und Beruf, sowie zwischen Namen und Neurose hingewiesen. Wie der Autor durch eine Fülle von Beispielen erweist, wirkt der Name auf seinen Träger in vielen Fällen verpflichtend oder er ruft gewisse psychische Reaktionen (Trotz, Stolz, Scham) hervor. Die von Stekel angeschnittene Frage verdient sicherlich Beachtung; ich möchte im Nachstehenden zu ihrer Klärung einen Beitrag liefern.

Aus Erfahrungen bei meinen neurotischen Patienten kann ich Stekel's Beobachtung bestätigen. Ich erwähne beispielsweise, dass ich bei zwei Zwangsneurotikern eine Übereinstimmung zwischen der Bedeutung ihres Namens und dem Inhalt ihrer Zwangsideen gefunden habe, und dass ich einen Homosexuellen behandelte, dessen Name vollkommen seinem femininen Wesen entsprach. Ich füge hinzu, dass in einzelnen Familien sich ein bestimmter, im Namen ausgedrückter Charakterzug fort-

¹⁾ Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie. Bd. III, Heft 2. 1911.

erbt; so kenne ich eine durch besonderen Stolz ausgezeichnete Familie, deren Name ihrem Wesen vollkommen angepasst ist. In derartigen Fällen hat wohl ein Vorfahre den Namen wegen einer solchen auffälligen Eigenschaft erhalten oder angenommen. Der Charakterzug würde sich auch ohne Mitwirkung des Namens vererben; der letztere wirkt jedoch insofern verpflichtend, als er den Nachkommen den Anlass gibt, ihre Eigentümlichkeit besonders zur Schau zu tragen.

Ein klassisches Beispiel für die bestimmende Wirkung des Namens findet sich in Goethe's „Wahlverwandtschaften“ (1. Teil, 2. Kapitel):

„ Mittler erzählte von seinen heutigen Taten und Vorhaben. Dieser seltsame Mann war früherhin Geistlicher gewesen und hatte sich bei einer rastlosen Tätigkeit in seinem Amte dadurch ausgezeichnet, dass er alle Streitigkeiten, sowohl die häuslichen als die nachbarlichen, erst der einzelnen Bewohner, sodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbesitzer zu stillen und zu schlichten wusste. Solange er im Dienste war, hatte sich kein Ehepaar scheiden lassen, und die Landeskollegien wurden mit keinen Händeln und Prozessen von dorthier behelligt. Wie nötig ihm die Rechtskunde sei, ward er zeitig gewahr. Er warf sein ganzes Studium darauf und fühlte sich bald den geschicktesten Advokaten gewachsen. Sein Wirkungskreis dehnte sich wunderbar aus, und man war im Begriff, ihn nach der Residenz zu ziehen, um das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen ansehnlichen Lotteriegewinnst tat, sich ein mässiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit machte, mit dem festen Vorsatz, oder vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in keinem Hause zu verweilen, wo nichts zu schlichten und nichts zu helfen wäre. Diejenigen, die auf Namensbedeutungen abergläubisch sind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genötigt, diese seltsamste aller Bestimmungen zu ergreifen.“

Eine sicherlich häufige Erscheinung ist es, dass ein Knabe, der den gleichen Vornamen trägt wie ein berühmter Mann, diesem nacheifert oder ihm sonstwie ein besonderes Interesse entgegenbringt. Der Vorname Alexander wird beispielsweise seinem Träger Anlass bieten, sich speziell für Alexander den Grossen zu interessieren resp. sich in seiner Phantasie mit diesem zu identifizieren. Bemerkenswert ist das Beispiel des Historikers Ottokar Lorenz, der eine Geschichte des Königs Ottokar von Böhmen verfasste.

Auch darin kann ich Stekel beipflichten, dass sich in der Liebeswahl oft ein determinierender Einfluss des Namens kundgibt; doch muss ich es mir versagen, die mir bekannten Beispiele hier mitzuteilen.

Von Interesse ist auch der Hinweis auf die Gewohnheit mancher Menschen, ihren Namen in spielerischer Weise umzugestalten. Stekel erwähnt hier Stendhal. Die deutsche Literatur weist einen besonders merkwürdigen Fall dieser Art auf: Johann Fischart, der mit seinem Namen die seltsamsten Verwandlungen vornahm und ihn zur Herstellung wunderlicher assoziativer Beziehungen benutzte.

Einen Einwand hätte ich nur gegen den von Stekel gewählten Terminus zu erheben; die Bezeichnung „Verpflichtung des Namens“ erscheint mir nicht genügend klar und auch formell nicht einwandfrei. Ich möchte diejenige empfehlen, welche ich in der Überschrift dieser Mitteilung gebraucht habe.

IV.

Ein klares Beispiel sekundärer Bearbeitung.

Von Prof. Ernest Jones, übersetzt von J. Th. v. K.

Eine 25 Jahre alte Patientin erzählte mir in den ersten Stadien der Behandlung einen Traum, den sie mit 9 Jahren gehabt hatte. In diesem sah sie, wie ihr Vater einem Hunde die Kehle durchschnitt und das Tier aufhängte, wie er dies mit Schweinen zu tun pflegte. Das Blut war statt rot weiss, ein Umstand, welcher der Träumerin besonders entsetzlich schien.

Der Traum stellte natürlich die Phantasievorstellung eines sadistischen Angriffes von seiten des Vaters dar und ich brauche die Einzelheiten der Analyse nicht zu erzählen. Als ich jedoch herauszufinden trachtete, warum sie sich gerade mit einem Hund identifiziert habe, kam ich auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Sie sagte, der Hund des Traumes sei ein männlicher Hund, Jack genannt, gewesen, den sie besessen hatten, als sie ein junges Mädchen war. Ich verfolgte die Analyse nicht weiter, da die Behandlung erst begann, sondern nahm neues Material auf.

Etwa zwei Monate später erklärte mir die Patientin, dass sie seit einiger Zeit die Absicht gehabt hätte, mir ein Geständnis zu machen. Als ich sie um den Hund befrag, hatte ein ihr unbekannter Einfluss bewirkt, dass sie mich belog. Sie erinnerte sich genau, sowohl vorher als auch während der Erzählung, dass das Tier im Traume eine Hündin gewesen sei, die Flora gerufen wurde, doch hätte ein unbestimmtes Etwas, sie dazu getrieben, dies während der Darstellung zu verändern. Es stellte sich dann heraus, dass Flora auch der Name war, den die Familie einem Dienstmädchen gegeben hatte, da deren eigentlicher Name mit dem der Patientin übereinstimmte.

Zur Zeit als diese Redaktion des Traumes vorgenommen wurde, hatte die Patientin keine Kenntnis von dem verborgenen Inhalte. Ihr Unterbewusstsein jedoch hatte 16 Jahre später, als sie um den Traum befragt wurde, einen schwachen Punkt in der sichtbaren Oberschichte erkannt und hatte rasch eine bewusste Entstellung verursacht, deren Grund die Patientin nicht anzugeben vermochte. Es ist wahrscheinlich, dass manche „zwecklose“ Lügen ähnlicher Natur sind, wie Riklin dies in Heft 5/6 des Z.-B. schön illustriert hat (S. 193).

V.

Vom Philosophen Philipp Mainländer.

Von Dr. Otto Juliusburger (Steglitz).

Im Oktoberheft der Süddeutschen Monatshefte lenkt in dankenswerter Weise Walter Rauschenberger erneut das Interesse auf den Philosophen Philipp Mainländer, welcher als Philipp Bätz am 5. X. 1841 zu Offenbach a. M. geboren wurde und am 31. März 1876, nachdem er den ersten Band seines Lebenswerkes „Die Philosophie der Erlösung“ in Händen hatte, freiwillig seinem Leben ein Ende machte. Die von Rauschenberger mitgeteilten Aufzeichnungen und Briefe

des Philosophen werfen ein höchst bedeutsames Licht auf sein Verhältnis zu seiner Schwester Minna, welche ihm besonders nahe stand, bis es zur Abkehr kam. Vor Jahren hatte bereits Sommerlad in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik wichtige Mitteilungen aus dem Leben Philipp Mainländers gemacht, aus denen die für das Leben und Schaffen Mainländers hervorragende und bestimmende Bedeutung der Mutter des Philosophen klar zutage tritt. Da findet sich in den Aufzeichnungen Mainländer's folgende wichtige Stelle: „Gibt es Unterschiede im Gefühl der Liebe, im Enthusiasmus des Herzens? Ganz bestimmt nicht. Unterschiede gibt es nur in den Motiven. Auf alle Motive, welche grosse Liebe erzeugen, antwortet das Herz immer mit dem gleichen Erguss und nur vom Stande der Motive aus kann man von Kindesliebe, Geschlechtsliebe, Elternliebe, Vaterlandsliebe, christlicher Liebe sprechen. Und so weiss ich, dass alles, was ich dem weiblichen Geschlecht gegenüber empfunden habe, seinen Untergang und seine verkündete Auferstehung im Gefühle fand, das mich mit meiner Mutter vereinigte. Die Erinnerung an sie ist meine Ehe, eine unauflösliche Ehe. Sie war meine Mutter, mein Weib, mein Kind in der idealsten Bedeutung der Worte, und ob ich auch von aussen betrachtet als ein einsamer Junggeselle erscheinen mag, so habe ich doch Weib und Kind, und welch ein Weib, welch ein Kind!“

Wichtig für das Leben und Schaffen Mainländer's ist in diesem Zusammenhange auch folgendes Geschehnis. Am 26. IX. 1874 ging Mainländer an das Grab seiner Mutter. Hier brach er von einem Baume einen Zweig ab und gelobte, die Hand auf den Hügel legend: Virginität bis zum Tode. Nach Mainländer tritt die Menschheit durch den idealen Staat des Sozialismus mit Hilfe der Virginität in das Nichtsein. Ich gedenke, die Bedeutung der Psychosexualität Mainländer's für sein Lebenswerk „Die Philosophie der Erlösung“ zum Gegenstand einer eingehenderen Erörterung zu machen. Immerhin schien mir die Mitteilung der obigen Stelle schon jetzt wichtig genug zu sein. Noch auf einen wichtigen Vorgang im Leben Mainländer's will ich kurz hinweisen. Im Frühjahr 1874 gab er seine Berufstätigkeit auf und beschloss, Soldat zu werden. Wie Rauschenberger bemerkt, betrachtete Mainländer die Erfüllung der Militärflicht als eine Pflicht gegen den Staat. Wir werden aber einem anderen Motive wohl eine stärkere Kraft zuschreiben müssen, wenn wir folgende Aufzeichnung Mainländer's uns vergegenwärtigen. Mainländer schreibt: „Ich habe ein ausserordentliches Verlangen, einmal unbedingt einem anderen in allem unterworfen zu sein, die niedrigste Arbeit tun, blind gehorchen zu müssen. — Dieser Wunsch ist in meinem Leben immer wieder aufgetaucht und ich bin doch im Grunde genommen das freiheitsbedürftigste Wesen. Ich glaube, dass damals (Mainländer wollte schon einmal im 14. Lebensjahr Soldat werden) das Verlangen mit dem erwachenden Geschlechtstriebe in Verbindung stand, ob ich mir gleich keine Rechenschaft von diesem Zusammenhange geben kann. Die Freude des Knaben am Glanze der Uniform war so wenig das Motiv meines Wunsches als die Vorstellung von der Aufgabe eines Heeres in Friedens- und Kriegszeiten.“

VI.

Das psychosexuelle Element in der Familie.

Von Dr. A. Maeder (Zürich).

Der Standpunkt des französischen Akademikers E. Faguet.

Die Auffassung der Psychoanalytiker über die Bedeutung des Psychosexuellen in der Familie wird von den zahlreichen Gegnern der neuen Schule mit Entrüstung zurückgewiesen. Es wird unsere Leser gewiss sehr interessieren, folgende Zeilen aus dem kleinen Buch des berühmten Schriftstellers E. Faguet (le prince de la critique en France) „De la Famille“ zu lesen:

Verteilung der Einflüsse der Eltern in der Familie.

„Es kommt ein Alter in dem Leben der Kinder, in dem eine Trennung auf natürliche Weise entsteht und entstehen muss; der Sohn gehört künftighin viel mehr dem Vater, die Tochter der Mutter. Das kommt bei der Tochter mit 13, bei dem Sohn mit 15 Jahren. Diese Verteilung würde schmerzlich sein, wenn sie nicht allmählich stattfinden würde. Sie geschieht nicht schmerzlos, sie muss aber geschehen. Der erste Grund ist, dass der Vater von diesem Moment seine Tochter in nichts mehr zu belehren hat, noch die Mutter ihren Sohn. Der folgende ist, dass die Gefühle des Vaters für die Tochter, der Mutter für den Sohn nicht genau den Gefühlen entsprechen, welche ein Erzieher oder eine Erzieherin nötig hat. Betrachten sie es gut: der Vater liebt seinen Sohn, er ist in seine Tochter verliebt, die Mutter liebt ihre Tochter; sie ist in ihren Sohn verliebt. Ich möchte sagen, dass der Vater eine zärtliche Bewunderung für seine Tochter empfindet, die Mutter ein Gefühl ängstlicher Bewunderung für ihren Sohn. Die Mutter findet ihren Sohn immer schön, gross, intelligent, geistreich; sie befürchtet und wünscht zu gleicher Zeit, dass alle Frauen in ihn verliebt seien; und wenn dies keine Liebe ist, so ist es ein Gefühl, das damit sehr verwandt ist. Der Vater findet seine Tochter immer hübsch und einige leichte Fehler, Koketterie, Putzsucht, etwas Träumerei oder „Gaminieren“ (Schelmereien) bei ihr missfallen ihm nicht. Der Schrecken der Schwiegermütter für die Schwiegertöchter, einiges Vorurteil der Schwiegerväter für die Schwiegersöhne kommen bestimmt daher. In der Zeit, wo der mütterliche Einfluss für den jungen Mann sehr gut wäre, wo der Einfluss des Vaters dem jungen Mädchen sehr nützlich wäre, ist die erzieherische Rolle des Vaters auf die Tochter, der Mutter auf den Sohn beinahe unmöglich geworden. Das ist die Zeit, da Zwietrachten wegen der Kinder zwischen Vater und Mutter ausbrechen: „Du verzeihst alles deinem Sohn und du verbirgst mir seine Streiche, ja, du begünstigst sie!“ — „Du verzeihst alles deiner Tochter, und die Fehler, welche ich an ihr bekämpfe, werden von dir gepflegt. Es fehlt nicht viel, dass du sie dafür lobst. Sie ist darauf eingebildet und möchte sich nicht ändern.“

Der Vater müsste auf die Mutter in bezug auf die Erziehung des Sohnes einwirken, resp. die Mutter auf den Vater in bezug auf die Tochter. Die Mutter muss sich vom Vater in der weiteren Erziehung des Sohnes

helfen lassen; der Vater sollte in der Mutter eine Stütze für die Erziehung der Tochter finden

Diese relative Unfähigkeit der Mutter, ihren gross gewordenen Sohn zu führen, des Vaters, seine Tochter zu erziehen, macht das Unglück der Witwer und Witwen. Der Witwer mit einer jungen Tochter hat oft ein emanzipiertes und frivoles junges Mädchen, die Witwe mit grossem Sohn hat oft einen Sohn, dessen Führung sie zur Verzweiflung bringt. Der Vater ist ein wenig blind, die Mutter kann sich nicht verhindern, die Augen zu schliessen. Manchmal ist das Unglück ein Lehrer! Man hat Väter gesehen, welche, nachdem die Mutter ihrer Kinder gestorben war, Mütter wurden und Söhne und Töchter gleich gut erzogen; Mütter, welche nach Verlust des Vaters ihrer Kinder männliche Eigenschaften erwarben und selbst ihre Söhne gut erzogen. Es kommt aber selten vor. Der Witwer mit junger Tochter, die Witwe mit grossem Sohn sind in einer der schwersten Lagen, die es gibt“

Die Ausführungen des berühmten Moralisten und Menschenkenners über das Thema der psychosexuellen Bindungen zwischen Eltern und Kindern lassen nichts zu wünschen übrig. Die einfache, „unverdorbene“ Beobachtung liefert dieselben Resultate wie die verpönte psychoanalytische Erforschung.

Referate und Kritiken.

Dr. N. Vaschide, Directeur adj. du laboratoire de psychologie pathologique à l'école des hautes études: *Le sommeil et les rêves*. Paris, Ernest Flammarion éd. Bibliothèque de philosophie scientifique. 1911.

In dem vorliegenden Buch fasst der Autor eine Reihe von Aufsätzen über den Schlaf und Traum zusammen, die er seit dem Jahre 1898 in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlicht hatte. Die Arbeit Vaschide's gliedert sich in drei Teile, deren erster den Schlaf behandelt (er bespricht eingangs die zirkulatorische, neurodynamische, biochemische, toxische und biologische Theorie und geht dann zu der Psychophysiologie des Schlafes über, um mit einem Kapitel über die Rolle der Aufmerksamkeit im Schlaf das I. Buch zu beendigen), der zweite Teil beschränkt sich darauf, nach Erwähnung der verschiedenen experimentellen Methoden, die bei der Traumforschung angewendet werden, ein Referat der Traumtheorien Maury's, des Marquis d'Hervey de Saint-Denis, Freud's und Mourly Vold's zu geben, das III. Buch endlich hat die Beziehungen zwischen Gedächtnis und Traum zum Inhalt, ferner die persönliche Methode und persönlichen Untersuchungen des Autors.

Was einem auf diesen 300 Seiten geboten wird, ist instruktiv wegen der geschickten Zusammenstellung und sachlichen Kritik der referierten Hypothesen, bedeutet aber nicht allzuviel in bezug auf das positive Ergebnis. Es ist nachgerade zum Charakteristikum der meisten experi-

mentellen Forschungen (von denen Vaschide selbst gelegentlich sagt: „Que l'expérimentateur ne néglige jamais de surprendre les expériences, les résultats sont plus intéressants que lorsqu'on les provoque“) geworden, dass die Resultate in einem — man möchte sagen — komischen Missverhältnis zu der aufgewendeten Mühe und Zeit stehen.

Dass man beispielsweise, falls man sich fest vornimmt, zu einer bestimmten Stunde zu erwachen, in der Mehrzahl der Fälle vor der Zeit wach wird, ferner: dass ein solcher Schlaf gegenüber dem normalen unruhiger und von einer Akzeleration des Herzschlages begleitet ist, scheint wahrlich kein auffallendes Ergebnis langwieriger Beobachtungen zu sein. Auch die Tatsache, dass der Schlaf während des Tages weniger tief ist und seine Träume logischer sind, hat nichts sehr Erstaunliches an sich. Übrigens gelangt Vaschide zu der ziemlich gefestigten Behauptung, dass eine enge Beziehung zwischen der Struktur der Träume und der Tiefenqualität des Schlafes besteht. Diese Ansicht wäre mit einer in der „Traumdeutung“ erwähnten Beobachtung Pilez' (die von Freud abgelehnt wird) zusammenzubringen. Durchaus dankenswert ist die ausführliche Besprechung, die im II. Buch den Arbeiten des oft zitierten, seltener gelesenen Traumkünstlers Maury über hypnagogische Halluzinationen und mit ihnen in intimsten Konnex gebrachte Träume gewidmet ist. Eine Fülle feinsinniger Bemerkungen dieses Autors werden uns hier mitgeteilt, darunter auch die, dass die Geruchshalluzinationen vor allem bei Personen vorkommen, die sich in den Anfangsstadien einer Psychose befinden. (Ref. möchte bei dieser Gelegenheit auf ein ähnliches Aperçu bei Freud aufmerksam machen, der uns in den „Bemerkungen zu einem Fall von Zwangsneurose“ sagt, dass der Geruchsinn des Neurotikers übermäßig entwickelt ist.)

Bei dem folgenden Autor, dem Marquis d'Hervey de Saint-Denis, findet sich im Gegensatze zu Maury, der in dem Traum nur ein Produkt des „automatisme psychologique“ (Baillarger) erblicken will, die allerhöchste Wertschätzung des Traums als eines Beweises der auch im Schlafe nicht ruhenden psychischen Tätigkeit. Abgesehen von seiner sonderbaren Methode der willkürlichen Traumerzeugung, die seinem Werke den Titel gegeben hat und von der nicht viel zu halten ist, teilt er viele, wirklich scharfsinnige Beobachtungen mit, deren Wert bloss durch die sicherlich vorhandene Autosuggestion beeinträchtigt wird; er vertritt die den Psychoanalytikern geläufige Ansicht, dass auch die bizarrsten Träume eine logische Erklärung zulassen, falls man sie zu analysieren versteht, ferner die Meinung, dass es keinen Schlaf ohne Träume gibt, und ist geneigt zu glauben, dass man speziell die Neigungen der Frauen besser durch ihre Träume kennen lernt als durch ihre Art, im Wachzustande zu handeln.

Vaschide schliesst die eingehende Berichterstattung über Hervey de Saint-Denis' Werk: *Les rêves et le moyen de les diriger*, mit den Worten: „La psychothérapie sera la première à tirer le plus grand profit de ces analyses et de ces conclusions aussi impérieuses que logiques et scientifiquement conduites.“

Diesen Satz hätte Ref. lieber an einer anderen Stelle des Buches gelesen, nämlich dort, wo sich der Autor mit der Traumdeutung Freud's befasst. Von ihm sagt Vaschide: „Les travaux de Freud sur le rêve

représentent, avec ceux de Maury, l'ensemble le plus complet et le mieux systématisé sur la psychologie du rêve. Du livre classique et trop peu connu en France du délicat psychologue Viennois, nous ne pouvons donner une analyse suivie; nous nous exposerions à des redites et nous chargerions inutilement le texte du présent travail . . .“

Folgt nun eine leicht verständliche und freilich mit völliger Ausserachtlassung des sexuellen Faktors sich auf die Anführung einiger Hauptzüge beschränkende Wiedergabe der Freud'schen Gedanken, die in der Übersetzung nicht immer den richtigen Ausdruck findet und etwas oberflächlich wirkt. Zur Unterstützung der Freud'schen Theorie wird ein Traum des Philosophen Ernest Renan aus dem Jahre 1860 herangezogen, dessen von Vaschide unternommene Deutung wohl durchaus nicht in die Tiefe dringt. Nachdem der Autor den Wert der Freud'schen Wunschformel für die Analyse der Träume bereitwilligst zugestanden hat, kommt er am Ende dennoch wieder mit dem für die halben Anhänger Freud's typischen Einwand, dass die Behauptung, jeder Traum sei die verkleidete Erfüllung eines verdrängten Wunsches, zu kategorisch sei, sie sei nur bisweilen wahr. Von einem Gegenbeweis ist aber auch hier keine Spur vorhanden. Ein eigenes Kapitel ist dann den Untersuchungen des norwegischen Psychologen Mourly Vold zugedacht, die durch ihr Thema, die Halluzinationen, die Mourly Vold experimentell zu erzeugen unternimmt, eine Fortsetzung der Arbeiten Maury's darstellen. Die wichtigsten Ergebnisse, zu denen er gelangt, sind beiläufig folgende: 1. In den halluzinatorischen Zuständen existiert eine Äquivalenz der verschiedenen Sinnesgebiete. Mit anderen Worten: Die Gesichtshalluzinationen der Träume und des Wachzustandes können die Resultante ganz andersartiger sensoriieller Erregungen sein, speziell auf der Grundlage von kutanmotorischen Zuständen entstehen. Diese Zustände spielen nach Mourly Vold eine beträchtliche Rolle bei der Erzeugung der erwähnten Halluzinationen. 2. Die Gesichtshalluzinationen sind nicht nur das Resultat kutanmotorischer Erregungen und der Erinnerungen an erlebte Ereignisse, sondern sie beanspruchen auch die Mitwirkung des Sehapparates, der Retina und der Augenmuskeln. Der Prozess im Sehapparat ist von sekundärer Bedeutung. 3. Es herrscht ein offenbarer intimer Zusammenhang zwischen den Gesichtshalluzinationen des Traumes und Wachzustandes und den Gesichts- und andersartigen Halluzinationen der psychopathischen Störungen.

Für den Psychoanalytiker von Interesse ist die auch von Mourly Vold konstatierte Tatsache, dass in den Halluzinationen und Träumen häufig Bilder aus der Kindheit auftauchen, desgleichen die folgende Beobachtung, die in Gänze anzuführen Ref. gestattet sei. Es gibt Halluzinationen, in denen man Objekte in passiver Bewegung erblickt. Unter diesen Bewegungen, als deren Ursache der norwegische Psychologe einen allgemeinen Erregungszustand, ohne Beschränkung auf das motorische System, annimmt, sind am interessantesten die Erscheinungen von schwebenden, in der Luft hängenden Wesen. Die persönlichen Untersuchungen Mourly Vold's schreiben den Grund einer (leichteren) sexuellen Erregung zu (vergl. den psychoanalytisch interpretierten Flugtraum). Als unmittelbare Konsequenz dieses Zustandes ergibt sich eine eigentümliche Muskelempfindung, Empfindung von Kraft und Stolz, man sieht sich selber oder auch andere Personen, Tiere oder Gegenstände in der Luft

planen. Solche Träume finden sich vornehmlich bei jungen Menschen im Zeitalter der Pubertät und bei Rekonvaleszenten. Mourly Vold ist auch geneigt zu glauben, dass die Zauberer und Hexen nicht nur hysterische Personen, sondern auch sehr sexuelle Naturen waren, woraus sich die Erklärung dieser Flugvisionen ableiten liesse. Hierher gehören ebenfalls die Gesichte der Heiligen im Zustand der Ekstase sowie die Phänomene des Spiritismus.

Den letzten Teil des Werkes Vaschide's bilden Erörterungen der Ansichten verschiedener Autoren (Hervey de Saint Denis, Maury, Simon, Tissié, Le Lorrain, Egger, Piéron, Goblot, Tannery, Dugas, Beaunis, Rousseau, Duprat) über das Gedächtnis für Träume, über die Erinnerung an Träume im Traum (vgl. die Diskussion zwischen Egger und Tannery), über die Hypermnesie und Paramnesie des Traumes, über die Geschwindigkeit der Gedanken im Traum (Vaschide bestreitet die Richtigkeit der Annahme einer ausserordentlichen Schnelligkeit), über den Einfluss der Träume auf das wache Leben, über das mangelnde Unterscheidungsvermögen zwischen Schlaf und Wachen, über die Notwendigkeit der Einschaltung eines Zwischenzustandes zwischen Schlaf und Wachsein (Goblot) usw.

Die positiven Resultate, die Vaschide auf Grund eigener experimenteller Studien zum Schlusse vorbringt, sind nicht sonderlich bemerkenswert. Die von ihm kritisierten Arbeiten über den Traum begehen nach seiner Meinung den groben Fehler, den Traum als in sich geschlossenes und isoliertes Phänomen zu betrachten. Man hat in den letzten Jahren höchstens die physiologischen und psychologischen Vorbedingungen des Schlafes geprüft. Es genügt indes nicht, einen Traum zu prüfen oder zu notieren, das Wesentliche an dem Problem ist gerade seine Stellung. Und um zu wissen, ob und in welchem Ausmasse man sich der Träume erinnert, muss man das folgende Grundproblem präzisieren oder wenigstens erhellen: ob es einen traumlosen Schlaf gibt, in welchem Momente wir träumen, auf welche Weise wir träumen, und ebenso das andere Problem lösen, das auch zur Psychologie des Wachzustandes gehört: nämlich den Mechanismus des Gedächtnisses erklären. Anstatt sich damit zu befassen, haben sich die Autoren begnügt, den Inhalt der Träume zu interpretieren. Das ist die übliche Methode.

Vaschide will eine kurze Periode der Amnesie (mit einer Schwankungsbreite von $\frac{1}{10}$ Sek. bis 2 oder 3 Minuten, die von individuellen Faktoren und der Tiefe des Schlafes abhängig ist) unmittelbar nach dem Erwachen konstatiert haben und hebt des weiteren die besondere Weise der Traumassoziation und eine Art emotiver Affinität hervor, die zwischen dem Sinn des Traumes und den wenigen im Gedächtnis aufbewahrten Zügen desselben bestehen soll. Die Erinnerung an einen Traum im Traum anlangend, meint der Verfasser, es handle sich hier bloss um eine Autosuggestion. Ferner hält Vaschide dafür, dass unser Geist stets durch die Erinnerung an die Halbträume, die unvollständigen Träume des Erwachens und ausserordentlich selten durch die Träume des Schlafes beeinflusst sei. Diese trügen hingegen mächtig zur unbewussten Ausarbeitung unserer Emotivität, unserer psychischen Qualitäten bei. Man könnte das Studium dieser Träume mit dem allgemeinen Studium des Unbewussten in enge Beziehung bringen.

Der Hauptcharakter jedes Traumes — im weitesten Sinne des Wortes — ist nach *Vaschide* die spezifisch intensive Gefühlsbetonung, die auch oft eine dem Wachzustande ganz fremde Qualität der Geistigkeit (?) annehmen kann.

Dies wird an Traumbespielen (die, nebenbei bemerkt, durch das ganze Werk reich verstreut sind) erläutert (Ref.: Es handelt sich nach diesen offenbar um zärtliche Gefühle erotischen Ursprungs). Bei Betrachtung dieser Träume¹⁾ gelangt *Vaschide* nun zu dem Schlusse, dass die Emotion des Traumes unabhängig von seinem halluzinatorischen Substrat ist. Die Emotion ist nicht bedingt durch ungewöhnliche, bloss dem Traum eigene Visionen; sie beruht vollständig auf dem besonderen Gesichtswinkel, unter dem uns im Traum das Ganze unserer gewohnten geistigen Bilder erscheint. Das Element der Abstraktion (= Verdichtung?) aber bildet die zweite Hauptqualität jedes Traumbildes.

Die Schlusssätze des Buches, unklar wirkend, münden in *Metaphysik* aus und wären vielleicht besser ungeschrieben geblieben.

An der eben besprochenen Arbeit sowie einer anderen Publikation jüngstens Datums über den Traum, der „Welt der Träume“ von *Have-lock Ellis*, ist der würdige und korrekte Ton mit Anerkennung hervorzuheben, in dem *Freud's* Forschungen besprochen werden. Freilich handelt es sich hier um französische und englische Psychologen. Beide Werke haben den von ihnen wohl nicht beabsichtigten Erfolg, einen — die monumentale „Traumdeutung“ *Freud's* in noch höherem Grade schätzen zu lehren.

Dr. Alfred Frhr. v. Winterstein.

L. Loewenfeld, „Über die Sexualität im Kindesalter.“
Sexual-Probleme, Juli- und August-Heft 1911.

Obwohl *Loewenfeld* von *Freud's* 3 Abhandlungen zur Sexualtheorie ausgeht, erhebt er doch eine Reihe von Einwendungen gegen diese. Das Ludeln z. B. könne gelegentlich eine sexuelle Miterregung herbeiführen, müsse es aber nicht, die Säuglingsonanie bilde durchaus kein regelmässiges, ja nicht einmal ein häufiges Vorkommnis („es bleibt mir völlig unerklärlich, wie *Freud* zu der erwähnten Anschauung kam“, L.)²⁾, auch die Häufigkeit einer Wiederkehr der Säuglingsonanie und des Auftretens pollutionartiger Vorgänge in späteren Kinderjahren widerspreche seinen Erfahrungen. Der Entblössungs- und Schautrieb finde sich nur bei einem Teil der Kinder und müsse nicht in der Art wie der Exhibitionismus gedeutet werden. Die Annahme liege näher, dass das Vergnügen des Kindes bei der Entblössung lediglich auf der Befreiung von der von ihm lästig empfundenen Umhüllung beruhe, der Schautrieb andererseits lasse sich ungezwungen als eine Teilerscheinung der kindlichen Wissbegierde oder Neugierde deuten, die sich auf alles erstreckt, was seinen Blicken und Händen unzugänglich sei. Dass die Grausamkeit frühzeitig mit der Sexualität in Verbindung trete, sei auch nicht zutreffend, vielmehr beruhe die kindliche Grausamkeit zumeist auf Unverstand und Mangel an Kenntnis,

1) In dem Bericht einer Frau lesen wir da folgenden Satz: „Les rêves me donnent ce que je désire avoir dans la vie réelle, ce que je n'ai pas et ce que je sens.“

2) Hier liegt ein arges Missverständnis vor. *Freud* meint keineswegs, dass jeder Säugling aktiv masturbiere, wohl aber bei der notwendigen Reinigung ad genitalia et nates dort passiv masturbiert werde, auch bei der grössten Vorsicht der Pflegerin.

dass die zugefügten Unbilden Schmerzen verursachen. Nach seinen Erfahrungen könne sich die erogene Eigenschaft der Afterzone auch erst im schulpflichtigen Alter kundgeben, nicht schon in der zartesten Kindheit, und müsse auch nicht die von Freud angegebenen Folgen haben. Die von mir (dem Referenten) aufgestellte Behauptung, die Analerotik sei unter allen Sexualbetätigungen des Kindes die verbreitetste, vermöge er nicht zuzugeben, vielmehr sei sie wenigstens bei unserer Bevölkerung ein seltenes Vorkommnis. Dass alle intensiven Affekte auf das sexuelle Gebiet übergreifen, möchte er auch nicht ohne weiteres vertreten etc. etc.

Loewenfeld war unter den ersten, die um die Mitte der neunziger Jahre gegen Freud publizierten, hat sich aber dann als loyaler Gegner durch Argumente und eigene Nachprüfung überzeugen lassen. Nun nimmt er neuerdings an vielem, wohl kaum mehr Zweifelhaftem Anstoss. Bei der Ehrlichkeit, die ihn auszeichnet, ist billig zu erwarten, dass er mit gesteigerter psychoanalytischer Erfahrung auch das als richtig anerkennen wird, was er heute noch bestreiten zu müssen glaubt. Sadger.

P. Näcke, Über tardive Homosexualität. Sexual-Probleme, VII. Jahrgang, 9. Heft. September 1911.

„Wir verstehen unter tardiver Homosexualität — führt der Autor aus — das erst in den späteren Jahren auftretende oder erst dann klarer werdende homosexuelle Fühlen und Handeln, **nach** einer Periode reiner Heterosexualität oder einer Bisexualität mit Vorwiegen der heterosexuellen Komponente. Damit sind alle homosexuellen Handlungen bei heterosexuellem Sexualgefühl im späteren Alter eo ipso ausgeschlossen, also vor allem die sog. Wüstlingshomosexualität oder die Fälle, wo gleichgeschlechtliche Handlungen faute de mieux geschehen, Fälle, die man fälschlicherweise als solche „erworbener Homosexualität“ bezeichnet, während sie nur der Pseudohomosexualität angehören.“

Diese „tardive Homosexualität“ ist nach Näcke sehr selten und gehört zur Bisexualität; die meisten der spät auftretenden Fälle sind pseudohomosexuelle. Die Homosexualität sei angeboren und könne nicht durch Verführung, Onanie, Wüstlingsleben entstehen. Das beste Erkennungszeichen echter Homosexualität sei das Traumleben. Auch die Freud'sche Psychoanalyse könne keine sicheren Anhaltspunkte ergeben.

Demgegenüber wäre zu bemerken, dass die sogenannte tardive Form der Homosexualität gar nicht so selten ist. Es handelt sich in dem von Näcke publizierten Fall um einen Bisexuellen, der durch die Enttäuschungen des Lebens zu den infantilen Triebregungen zurückgekehrt ist (Regression Freud's). Der tardive Homosexuelle war eben immer ein Homosexueller oder besser ausgedrückt ein Bisexueller, denn es gibt überhaupt keinen Monosexualismus, wie uns unsere Homosexuellen in der Psychoanalyse belehrt haben. Schon einige Mal hat Näcke die Frage aufgeworfen, ob wir Analytiker überhaupt echte Homosexualität gesehen haben und kennen. „Ich möchte wissen, wie viel echte Homosexuelle Stekel, Sadger, Freud et tutti quanti gesehen haben!“ Ich möchte Näcke diesbezüglich beruhigen. Wir sehen alle viele Homosexuelle und ich habe deren in Massen gesehen. Mehr als mir manchmal lieb war. Aber es kommt nicht darauf an. Non multa sed multum! Ich empfehle Näcke

die Lektüre von Freud's Arbeit „Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia“ im Jahrbuch für Psychoanalyse (III. Bd. 1. Hälfte). Daraus möge er ersehen, dass wir uns mehr mit der Homosexualität beschäftigen als man es bisher getan hat.

Die „tardive Form der Homosexualität“ erinnert mich an den „Antifetischismus“ von Hirschfeld. Hirschfeld beschreibt als Antifetischisten Neurotiker, deren Libido sich in Ekel verwandelt hat. Eine alltägliche Erscheinung. Seine Fälle sind alle Fetischisten, die es versucht haben, mit dem Fetischismus durch Verdrängung fertig zu werden. Ein missglückter Versuch! Nur so ist der Fall zu erklären, den Hirschfeld beschreibt: Eine Dame, die einen masslosen Ekel vor Kellnern im schwarzen Frack aufweist — (man höre und staune!) —, heiratet schliesslich so einen Kellner. Da war die Libido stärker als die Schutzwälle von Scham, Ekel und Abscheu. Auch die tardive Form zeigt uns Menschen, denen es eine Zeitlang gelungen ist, die homosexuelle Komponente zurückzudrängen und mit der heterosexuellen zu arbeiten. Was ist denn dies für eine besondere Erscheinung, dass sie einen eigenen Namen verdient?! Wahrlich wir sind an Namen reich genug gesegnet in Medizinibus! Mit solchen Spielarten der Homosexualität könnten wir „tutti quanti“ dem Herrn Kollegen oft genug aufwarten, wenn es uns darum zu tun wäre. Wir interessieren uns für die Kräfte, die hinter den Kulissen des Bewusstseins tätig sind. Unsere Traumanalysen begnügen sich nicht mit einer Oberfläche, die so trügerisch ist, weil sie grundlose Tiefen enthält. Ein manifest homosexueller Traum kann auch eine andere Bedeutung haben, die erst die Psychoanalyse erkennen lässt.

Zu begrüßen ist der Umstand, dass Näckcke mit Eifer und Überzeugung dafür eintritt, dass die Homosexualität mit Entartung nichts zu tun hat. Dieser Standpunkt stimmt uns versöhnlich und lässt uns hoffen, dass die verdienstvollen sexual-wissenschaftlichen Forschungen des geschätzten Autors nicht allein die Oberfläche der Probleme betreffen werden.

Stekel.

George Stein, Grundschemata der Geisteskrankheiten. Zusammengestellt nach den Vorträgen des K. K. Hofrates Prof. Dr. J. Wagner von Jauregg (Wien und Leipzig, Verlag von Josef Sáfár, 1911).

Das ausserordentlich praktisch und übersichtlich angelegte Schema umfasst: 1. Die akuten funktionellen Störungen, 2. chronische funktionelle Störungen, 3. Alkohol-Psychosen, 4. Verblödungsprozesse, 5. Geistesstörung bei organischen Erkrankungen des Gehirns, 6. Schilddrüsenprozesse, epileptischer Irrsinn, hysterischer Irrsinn und Entwicklungsdefekt. Das sehr brauchbare Büchlein ist zur raschen Orientierung jedem Praktiker auf das Wärmste zu empfehlen.

Stekel.

Dr. R. Pettow, Über eine besondere Form sexueller Anomalie. (Eine Selbststudie über die *Retour à l'enfance*.) Zeitschr. f. die gesamte Neurologie und Psychologie. 1911. IV. Bd. 5. Heft.

Eine sehr interessante Krankengeschichte eines Neuroikers, der typische Züge von psychischem Infantilismus zeigt. Das Leiden ist eine Art von Kleiderfetischismus. Beim Anlegen von Knabenanzügen empfindet

er die stärkste Libido und es kommt zu spontanen Ejakulationen. Der moderne Sportanzug scheint seinem Ideale am meisten entgegenzukommen. Über einen ähnlichen Fall wird aus dem Gerichtssaal berichtet. Der Aufsatz ist ein Bekenntnis des Kranken und enthält noch sehr viel interessante Gesichtspunkte.
Stekel.

Desider Aszlányi, Die Bibel des XX. Jahrhunderts. Neue biologische Grundeinheit. Endgültiges Gesetz der Evolution, Kreisliniensystem. Lösung sämtlicher Geschlechtsprobleme des Menschen. Pierson. 1911.

Der Verfasser verkündet im ersten Teil des Buches ein neues „endgültiges“ Gesetz der Evolution und erblickt im Halbkreis, zusammengesetzt aus einem auf- und einem absteigenden Aste, die Richtungseinheit aller Entwicklungen. Meine bald auftauchende Empfindung, dass dieser Theorie ein unterbewusster Sexualkomplex zugrunde liege, verdichtete sich zur Überzeugung, als ich neben ähnlichen folgenden Satz fand:

„Die idealste Schönheit zeigt uns der Schöpfer an der Frauenbrust.“

Im nachfolgenden einige Gedanken aus dem biologischen Teile des Buches:

Sperma und Eisubstanz entwickeln sich im Samen gemeinsam, behalten aber den Charakter ihres Wesens immerfort bei.“

„Sperma und Eistoff wechseln in der Zellbildung in 28 tägigen Perioden miteinander ab. Der Ausgangspunkt für beide Geschlechter ist der mütterliche Körperteil.

In der rechten Körperhälfte des Weibes lebt die Spezies des mütterlichen Zweiges, in dem rechtsseitigen Eierstock das Geschlecht der Mutter (weibliche Eier) etc.“

(Die Fliess'schen Forschungsergebnisse bleiben unerwähnt — sollte sie der Verfasser wirklich nicht kennen?)

„Die Apoplexie ist keine Krankheit, sondern ein infolge des bedeutenden Altersunterschiedes des väterlichen und mütterlichen Familienstammes eintretender einseitiger Tod.“

Diese Ideen weiter entwickelnd kommt der Verfasser zu dem Schlusse, dass das Geschlecht, sowie auch normale und konträre Sexualempfindung vorausbestimmt sei. „In den ungeradzahligen (Mond) Monaten (von der Geburt zu rechnen) reifen die weiblichen, in den geradzahligen die männlichen Eier. Heterosexuelle entstehen durch die Befruchtung mit gleichgeschlechtlichem, Homosexuelle durch die Befruchtung mit ungleichgeschlechtlichem Sperma.“

Die stellenweise frappierende Intuition des Buches wird leider durch kein Material gestützt. Behauptungen, wie jene, das Geschlecht in 381 Fällen ausnahmslos richtig vorausgesagt zu haben, genügen nicht. Auch leidet das Buch sehr unter Überschwang und Systemlosigkeit. Der Verfasser mache sein angeblich reiches Material in einwandfreier Form zugänglich.
Kalmár.

Dr. Voss, Tuberkulose und Nervensystem. Med. Klinik. 1911. Nr. 24.

„Zu wenig beachtet wurden bis vor kurzem psychische Eigentümlichkeiten, deren genauere Kenntnis wir vor allem Köhler, Jessen

und Liebe verdanken. Köhler wies auf die Störung des „psychophysischen Gleichgewichts“ der Tuberkulösen hin, die sich namentlich in einer auffälligen Labilität der Stimmung äussert. Dazu gesellt sich ein mitunter in abstossender Weise hervortretender Egoismus, eine Neigung zum Querulieren, die es mit der Wahrheit nichts weniger als genau nimmt. Nach Liebe sind allen Anstaltsärzten diese unangenehmen Eigenheiten der Tuberkulösen sattsam bekannt. Psychologisch leicht erklärlich ist das im Verkehr mit den Hausgenossen, vor allem dem Ehegatten, nicht selten hervortretende Misstrauen, das zu heftigen Affektausbrüchen sich steigern, ja zu Gewalttätigkeiten führen kann. An dieser Stelle möchte ich kurz die Frage der Zurechnungsfähigkeit der Phthisiker streifen, die namentlich von italienischen Autoren einer besonderen Beachtung gewürdigt worden ist. So tritt Mircoli warm für die verminderte Zurechnungsfähigkeit des Tuberkulösen ein. Nach Fishberg sind namentlich solche Phthisiker in krimineller Hinsicht bedrohlich, die, an der Genesung verzweifelnd, rücksichtslos ihren Affekten, ihrem Misstrauen, Neid und Ärger den gesunden Nebenmenschen gegenüber freien Lauf lassen. Für die forensische Beurteilung wird also der Grad der Erkrankung, die dadurch bedingte, mehr oder minder starke „toxämische“ Schädigung des Gehirns, ausschlaggebend sein. Eine typische tuberkulöse Psychose gibt es nach unseren heutigen Anschauungen nicht, wohl aber können die oben geschilderten Charakterveränderungen sich zu einem paranoiden Bilde mit mehr oder weniger depressiver Färbung gestalten, das von der, wohl toxisch bedingten, zunehmenden Demenz in seiner Entstehung sicher gefördert wird. Ausserdem werden in schweren, sehr fortgeschrittenen Fällen mitunter akute maniakalische Erregungszustände beobachtet, die wohl als Erschöpfungspsychosen, Inanitionsdelirien oder ähnliche Bilder zu deuten sind. Über die Berechtigung der Annahme einer abnorm gesteigerten sexuellen Erregbarkeit der Tuberkulösen sind die Meinungen geteilt.“

Der Autor bespricht dann die zauberhafte Wirkung mancher „spezifischen“ Heilmittel, die er auf Rechnung der hochgradigen Suggestibilität des Tuberkulösen stellt. Auch der Umstand, dass scheinbare Neuralgien psychischen Ursprungs durch okulte Karies der Knochen hervorgerufen wird, findet eine ausführliche, durch interessante Krankengeschichten illustrierte Darstellung. Die abnorme Reaktion der Körpertemperatur des Tuberkulösen erklärt Voss neben den geistigen Einflüssen durch gesteigerte Irritabilität des Wärmecentrums. Von Wichtigkeit scheinen mir aber die nachstehenden Bemerkungen zu sein, weil sie sich teilweise mit unseren Anschauungen über die Disposition decken:

„Mir scheint allerdings die Annahme nicht von der Hand zu weisen, dass der Defekt des Erzeugers sich in verschiedenartigster Schädigung des Nachkommen wirksam erweisen kann. So erklärt es sich, dass wir in gewissen Familien Tuberkulose und Nervenkrankheit, in anderen dagegen Geisteskrankheit und Diabetes alternieren sehen. Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit obiger Annahme scheint mir in der Beobachtung zu liegen, dass wir bei belasteten Individuen nicht selten der Kombination verschiedener, vorzugsweise erblicher Krankheiten begegnen. So findet sich die Vergesellschaftung der Hysterie mit der Tuberkulose in zahlreichen Fällen, wodurch mitunter erhebliche diagnostische Schwierigkeiten entstehen können. Ich erinnere nur an die Hämoptöe der Hysteri-

schen und an die Aphonie dieser Kranken, Zustände, die um so mehr voneinander unterschieden werden müssen, als je nach ihrer Genese eine grundverschiedene Therapie Platz zu greifen hat. Auf eine auffällige Beobachtung von Claude und Schöffner möchte ich nur kurz hinweisen, da mir die Möglichkeit einer Nachprüfung fehlt: Epileptiker sollen gegen Tuberkulose besonders resistent sein.“

Leider ist in dem lesenswerten Aufsätze die psychische Komponente der tuberkulösen Psyche nicht erklärt. Mit der Toxinwirkung allein kann man die bekannte, übrigens oft fehlende Euphorie der Phthisiker nicht erklären. Offenbar spielt noch der unbewusste und bewusste Gedanke eine Rolle: „Lebe noch, so lang du zu leben hast. Du wirst ohnehin nicht lange mehr leben.“ Der „Phthisicus salax“ und die sonderbaren Erlebnisse, die man von tuberkulösen Mädchen hört, sprechen für die Wichtigkeit dieser Auffassung, die von Schnitzler in seiner Novelle „Sterben“ in feiner Weise verwertet wurde. Stekel.

Prof. Levin L. Schücking, „Das Byron-Geheimnis.“ (Nord und Süd. September 1911.)

Im wesentlichen ein genaues Referat des als Manuskript gedruckten Buches von Grafen Lovelace „Astarte“. Lovelace, ein Enkel Byrons, beweist an Hand von Dokumenten aus dem Familienarchiv, dass Lord Byron mit seiner Halbschwester Auguste vor seiner Ehe und vielleicht nach seiner Ehe im Inzest gelebt hat. Ausserdem eine Widerlegung aller Schriften, die den grossen englischen Dichter rehabilitieren wollten. Freunde Byrons mögen die Arbeit im Originale nachlesen.

Stekel.

Wilhelm Stekel, Berufswahl und Kriminalität. (Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Bd. 41.)

Stekel schneidet ein interessantes Thema an und berichtet aus seinen psychoanalytischen Erfahrungen über die wichtigsten unbewussten Determinierungen der Berufswahl. Freud hat bekanntlich für die Bildung des endgültigen Charakters aus den konstitutiven Trieben eine Formel angegeben: „Die bleibenden Charakterzüge sind entweder unveränderte Fortsetzungen der ursprünglichen Triebe, Sublimierungen derselben oder Reaktionsbildungen gegen dieselben.“ Eine ähnliche Formel lässt sich für die Berufswahl entwickeln, und Stekel bringt interessante Beispiele: Schuster, die Fussfetischisten; Friseur, die Haarfetischisten waren und sind; Chirurgen, die ihren Sadismus sublimiert haben; Philanthropen aus derselben Wurzel; Söhne, die sich in der Berufswahl mit ihrem Vater identifizierten oder der Tendenz folgten, einem entgegengesetzten Fach anzugehören; Detektive und Richter, die im Kampf gegen oder aus Angst vor gewalttätigen Trieben ihre „gerechten“ Berufe gewählt hatten. Stekel weist ausführlich auf die schon im Kinde erscheinenden, gewalttätigen Impulse hin, die sich im Neurotiker, namentlich beim Zwangsneurotiker und beim Pseudoepileptiker, als bekämpft oder verdrängt aufzeigen lassen. Eine genaue Begriffsabgrenzung von „Sadismus“ und „kriminellen Trieben“ lässt sich natürlich nicht durchführen. Die Psyche jedes Menschen macht ontogenetisch die Entwicklung der Menschheit nach, das Kind entspricht gewissermassen dem Urmenschen oder dem

Wilden und wird unter mehr oder weniger gelingende Verdrängung zum erwachsenen Kulturmenschen. Der Verbrecher und der Neurotiker sind Zwischenstufen.

Dr. E. Hitschmann.

R. Schmölder, Die Prostituierten und das Strafrecht.

Der Verfasser zeichnet in wenigen und klaren Linien den Gang der Entwicklung, den die Frage der strafrechtlichen Behandlung der Prostitution genommen hat. Wir sehen, wie aus den humanen und vernünftigen Bestimmungen des alten Rom unter dem Einfluss des im Zeichen der Sexualverdrängung stehenden kanonischen Rechtes sich allmählich unser heutiger sinnloser Zustand entwickelt hat. Neben der im Anhang abgedruckten „Frauenhausordnung“ der Stadt Nördlingen vom Jahre 1472 stehen unsere Einrichtungen als das eigentliche Mittelalter. Die Einschränkung der persönlichen Freiheit, die Begünstigung von Ausnutzung und Erpressung jeder Art, Mädchenhandel und Bordellsklaverei und als Krönung des Ganzen die schrankenlose Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten, das sind die Nachteile, die unsere Zeit bereitwillig in den Kauf nimmt, wenn ihr dafür die Aufrichtigkeit den Tatsachen des Sexuallebens gegenüber erspart bleibt.

Zu Anhang II: „Die Strafbestimmungen der anderen deutschen Staaten“, wäre zu bemerken, dass der dort wiedergegebene § 509 des österreichischen Strafgesetzes durch den § 5 des Gesetzes vom 24. Mai 1885 (sogenanntes Vagabundengesetz) überholt ist. Dieser Paragraph ist zum grösseren Teile ganz im Sinne der Abänderungsvorschläge des Verfassers textiert. Da die Zustände in Österreich aber keineswegs besser sind als im Deutschen Reiche, muss wohl gefolgert werden, dass auch diese Vorschläge, so billigenswert sie an und für sich sind, keine fühlbare Abhilfe schaffen können. So werden z. B. sowohl nach Schmölder's Entwurf, wie nach dem Punkt 4 der zitierten Gesetzesstelle Prostituierte straffällig, wenn sie durch ihr Gewerbe öffentliches Ärgernis erregen. Da die Prostitution so gut wie jeder andere Handel nicht ganz ohne Reklame getrieben werden kann und die Meinungen darüber, was ärgernisierend sei, bekanntlich weit auseinander gehen, so wird damit die Prostituierte wiederum rechtlos gemacht und der Willkür jedes Wachmannes oder „Vertrauten“ ausgeliefert.

Das Übel sitzt eben viel zu tief, als dass durch Beseitigung des grössten Widersinnes aus den strafgesetzlichen Bestimmungen daran gebessert werden könnte. Dazu wäre eine vollständige Umwälzung notwendig und zu dieser wiederum der allgemeine Entschluss, in Sexualangelegenheiten weniger zu heucheln. Diesen Entschluss herbeizuführen, gehört zu den Hauptaufgaben der Psycho-Analyse.

Dr. Hanns Sachs.

Edwin Bormann, Die acht Hänse und andere Namensscherze im „Götz von Berlichingen“. Ein humoristisch-literarischer Essay über scheinbare Nebensachen. Münchener allgemeine Zeitung, 1911, Nr. 21.

Der Verfasser zeigt, dass nach Durchsicht der 3 verschiedenen Ausgaben des „Götz von Berlichingen“ sich darin eine Häufung zweier Namen ergibt: es erscheinen nämlich achtmal der Name Hans und 14 mal

der Name Wolf bzw. der Vergleich mit einem Wolfe. Der Autor erklärt dies damit, dass Goethe, der das Drama zuerst anonym herausgegeben hat, dadurch „seinem Geisteskinde ein oder mehrere Erkennungszeichen mitgeben wollte.“ Denn Hans und Wolf waren die häufig gebrauchten Abkürzungen seiner beiden Vornamen Johann Wolfgang. Der Verfasser bemüht sich, eine Anzahl anderer Wortspiele im Drama zu erklären; unter anderem findet er, dass die Gattin des Götz nach Goethes eigener Mutter, Elisabeth, benannt wurde. — Dieser Versuch einer Deutung von Namen und Namensscherzen kann auf psychoanalytischem Gebiete einer kleinen Arbeit Dr. Stekel's¹⁾ gegenübergestellt werden, in welcher dieser auf Beziehungen von Namen, Charakter und Neurose hinweist.

Gaston Rosenstein.

Dr. med. S. Meyer-Danzig, „Träume“. [„Die Umschau“, herausgeg. von Prof. Dr. J. H. Bechhold, Frankfurt a. M., 1911, Nr. 14.]

Der Verfasser dekretiert: „Der Traum . . . verbindet nur Dinge, die keinen inneren Zusammenhang haben. Es gibt deswegen keinen in sich abgeschlossenen Traum, den man zu deuten unternehmen könnte, sondern es gibt nur ein Träumen, ein durch kein Gesetz geregeltes Auseinanderreihen von Situationen, die durch die nebensächlichsten Merkmale miteinander in Beziehung kommen. Ein Grundmotiv können wir aus diesen unabsehbaren Reihen nicht herausdeuten.“ Folglich, meint der Verfasser, müsse man die Freud'sche Traumdeutung verwerfen. Da es der Autor nicht der Mühe wert findet, auf die Argumente und die Beispiele der „Traumdeutung“ einzugehen, sondern einfach die alte Auffassung des Traumes mit einigen wenigen, die Freud'sche Theorie gar nicht berührenden Ergänzungen unterschreibt, liegt meiner Meinung nach ein Anlass zu einer Polemik gar nicht vor. Im übrigen beruft sich der Verfasser auf das „allgemeine Urteil“.

Gaston Rosenstein.

Aus Vereinen und Versammlungen.

Neumalthusianismus, Mutterschutz und Sexualreform.

Von Grete Meisl-Hess¹⁾.

In zwei aufeinander folgenden Tagungen wurden in der letzten Septemberwoche dieses Jahres in Dresden im Rahmen der Hygiene-Ausstellung zwei Kongresse abgehalten, die sich von Fachkongressen aller Art scharf abheben. Sowohl auf dem „Vierten internationalen Kongress für Neumalthusianismus“ als auf

¹⁾ Dr. Wilhelm Stekel: „Die Verpflichtung des Namens“. Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, herausgegeben von Dr. Albert Moll, Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart, 1911.

¹⁾ Die geschätzte Verfasserin des rühmlichst bekannten Buches „Die sexuelle Krise“ (Verlag Eugen Diederichs—Jena) und des soeben erschienenen psychologischen Romanes „Die Intellektuellen“ (Österheld & Comp.—Berlin) war so freundlich, die Berichterstattung über zwei Kongresse zu übernehmen, auf dem auch für den Psychoanalytiker wichtige Thema eingehend besprochen wurden.

Der Schriftleiter.

dem „Ersten internationalen Kongress für Mutterschutz und Sexualreform“ handelte es sich um die wesentlichsten Fragen der Gesellschaftsgestaltung. Nicht ein Zweig des komplizierten Riesenapparates, Gesellschaft genannt, stand zur Diskussion, sondern der Träger aller Kultur, der Mensch selbst, seine Quantität und Qualität, seine Ausbreitungsmöglichkeit und die Bedingungen seines Entstehens bildeten den Mittelpunkt der Debatten. Und vielleicht gerade, weil das Problem das diffizilste, ja, wenn man will, das „heikelste“ unserer Kultur ist, an das sich die Öffentlichkeit aus begreiflichen Gründen noch nicht recht herantraut, wurden diese beiden Kongresse von ihr mit einer gewissen Scheu möglichst in den Hintergrund gestellt, während, wie wir sehen, alle möglichen Fachkongresse, von dem der Bierbrauer angefangen bis zu dem der Nägelputzpoliermittelerzeuger, (wenn es einen solchen Stand gäbe) vor breiterem Forum und in fetteren Lettern diskutiert werden. Für die nicht allzu grosse, aber immerhin international vertretene Schar derer, die über diese wesentlichsten Gesellschaftsprobleme resolut zu denken gewohnt sind, brachten aber diese beiden Tagungen eine Festigung ihrer sozialen Weltanschauung. Denn die Lücken, die sich in dem System einer einheitlichen, in ihren Teilen logisch aufeinander wirkenden Stellung zum sozialen Ganzen ergeben, können nur dadurch ausgefüllt werden, dass scheinbare Widersprüche sich lösen und das dort, wo man sich bisher vor Konflikten sah, neue Synthesen sich ergeben.

Die beiden Kongresse sind insofern scharf auseinander zu halten als ihre Hauptrepräsentanten nur in geringer Zahl auf beiden Lagern zu finden waren. Viele der Neumalthusianer stehen den Bestrebungen des Mutterschutzes und der Sexualreform fern und umgekehrt. Aber eine ansehnliche Zahl nimmt zu beiden Phänomenen Stellung. Die Kongresse waren nicht populär im weitesten Sinne, nur eine geschulte Menge konnte auch den öffentlichen Versammlungen (die bis aufs letzte Plätzchen besucht waren) folgen, während in den geschlossenen Tagungen die Wissenden wieder nur für die Wissenden sprachen, für ein gut informiertes Auditorium; und nirgends wurde diese hochgespannte Linie unterschritten. Der Neumalthusianismus fusst, wie bekannt, auf der Malthus'schen Bevölkerungslehre, wonach die Erde die unbegrenzte Vermehrung der Menschen nicht ertragen könne; ihre organischen Produkte, die zum Leben und zur Verarbeitung unentbehrlich seien, müssten eines Tages, wenn sie weiter schrankenlos ausgebeutet würden, versagen. Daher empfahl Malthus Einschränkung der Zeugung zum Wohle für Alle. Der Unterschied zwischen ihm und seiner neueren Schule besteht darin, das Malthus die Beschränkung der Zeugung nur durch einen Verzicht auf den Geschlechtsverkehr erringen zu können glaubte, während die Neumalthusianer von der Kultur auch insofern profitieren, dass sie sich auf den Standpunkt stellen, die Zeugung könne sehr wohl beschränkt werden, ohne auf die nun einmal unabweislichen Bedürfnisse des Geschlechtes verzichten zu müssen, also die Präventivmethode in den Mittelpunkt ihres Systemes stellen. Mit Grübeleien über Künstlichkeit im Gegensatz zur Natürlichkeit kommt man in der Tat um dieses Problem nicht herum, und schliesslich ist des Menschen Kultur ja nichts anderes als eine Emanation seiner Natur; ist doch auch der Ameisenhaufen, so künstlich er hergestellt sein mag, ein aus natürlichen Impulsen entspringendes Produkt, ganz ebenso wie die Honigwaben der Bienen. So sind auch jene Erleichterungen resp. Komplikationen, die der Mensch, um sich zu behaupten, sich nach und nach erschaffen hat, im weitesten Sinne natürlich, da sie sowohl von seinen Impulsen als von seiner durchaus auf den gegebenen Lebenskampf berechneten Intelligenz diktiert werden. Auf die schweren Schäden der erzwungenen Askese im vollreifem Alter wies der Arzt Dr. Nyström aus Stockholm in seinem Referat über Geschlechtshygiene und Präventivmittel eingehend hin. Er betonte die Notwendigkeit des Geschlechtsverkehrs für den normalen, gesunden,

erwachsenen Menschen, auch wenn die Absicht der Zeugung nicht damit verknüpft sein könne oder dürfe. Wenn der Mensch nicht ein normales ihm entsprechendes Geschlechtsleben führe, so leide jene Ethik Schiffbruch und der ganze seelische Komplex wird desorganisiert. Gewisse puritanische Vorschläge charakterisierte Dr. Nyström als zumeist heuchlerisch und unwahr. Er empfahl statt des gefährlichen und demoralisierenden Verkehrs mit der Prostitution das auf freier Neigung beruhende Verhältnis. Er hob den Unterschied zwischen dem durchaus natürlichen und dem künstlich aufgereizten Geschlechtstrieb hervor. So sehr der letztere zu bekämpfen sei, so sehr stehe dem normalen Geschlechtstrieb das Recht auf Betätigung zu und es müsse gesorgt werden, dass er in möglichst hygienischer Weise und ohne die Opferung von Existenzen vor sich gehen könne. Wo es sich um die frühen Jünglingsjahre handelt, dürfe man den Verzicht auf Geschlechtsgenuss fordern, nicht aber unbegrenzt bis ins reife Alter hinein. Zuweit getrieben führt die Askese dahin, dass der Mensch alle Arbeits- und Lebenslust und seine Gesundheit verliert. Er streifte die lange Reihe von Krankheiten, besonders neurotischer Natur, die aus dem erzwungenen Zölibat geschlechtsreifer Menschen stammen. Die einzige Lösung aus diesen Konflikten sieht Nyström in der Verbreitung der Kenntnis und der Zugänglichkeit der Präventivmittel, deren Gebrauch für ein verbündetes Paar solange nötig sei als eine gemeinsame Heimgründung und Aufzucht von Kindern ausgeschlossen ist.

Dr. med. Rohleder aus Leipzig sprach dann über Neumalthusianismus und Ärzte. Er charakterisierte die neuen Gesetzesparagrafen, die in Deutschland den Vertrieb und die Empfehlung von Präventivmitteln strafrechtlich verfolgen, als eine schwere Gefahr für die Volksgesundheit, die in ihren Folgen geradezu grauenhaft sein müsse. Er erörterte sodann die Fälle, in denen sich der Arzt über das Gesetz erheben müsse, um durch Verhütung der Fortpflanzung schwerkranker Individuen namenlosem Elend vorzubeugen und gab eine lange Reihe von Beispielen solchen Elendes aus seiner Praxis. Über Rassenhygiene sprach Dr. J. Rutgers aus dem Haag, welcher mit dem Ehepaar Drysdale zusammen als Führer der neumalthusianistischen Bewegung gilt. Dr. Rutgers besprach die Ansichten der „Gesellschaft für Rassenhygiene“, die den Neumalthusianismus gern als „blutlosen Selbstmord“ der Nationen darzustellen lieben. Er trat dieser Auffassung mit wichtigen Argumenten entgegen. Wenn auch das Publikum die Schutzmassregeln gegen unerwünschte Fruchtbarkeit kennt, so werden sich doch immer junge, gesunde, lebensfähige und liebende Eltern Kinder wünschen, während die schwächlichen und egoistischen sie ablehnen werden. So wird durch individuelle Entscheidung die Eugenik automatisch gefördert. Wie hoch gesteigert Luxus, so wirke auch die grosse Armut degenerierend. Statt grausamer Ausmerzung durch Hunger, Elend, Seuchen und Krankheiten aller Art sei die Auslese durch beschränkte Fortpflanzung vorzuziehen. Die bewusste Auslese sei auch im Sinne Darwins. Zwei Gegner, Prof. August Forel und Dr. Schallmeyer, München, hatten schriftliche kurze Referate gesandt, die verlesen und diskutiert wurden. Forel sprach als Eugeniker und verlangte zahlreiche Vermehrung, da selbst bei 4 Kindern kaum 2 durchschnittlich am Leben bleiben, um die Zahl der Eltern zu ersetzen. Darauf wies Dr. Drysdale nach, dass bei sozialen Zuständen, in welchen von vier Kindern kaum zwei am Leben bleiben, von Eugenik kaum die Rede sein könne. Die ersten praktischen Eugeniker seien die Neumalthusianer, bei denen der Wert der Qualität der Kinder, den der Quantität überwiege. Immer wieder Kinder in die Welt zu setzen, um damit die Friedhöfe zu füllen, sei eine Vergeudung von Volks- und Mutterkraft. Wenig Kinder, aber unter Verhältnissen, die ihnen das Leben tunlichst garantieren, das sei wahre Eugenik.

Auf dem Kongress hatten wir Gelegenheit, die Neumalthusianer strengster Observanz, die richtigen Orthodoxen, die in keiner Bewegung fehlen, neben solchen kennen zu lernen, denen bei allem Eifer für die ihnen notwendig erscheinende Sache doch nicht die Einsichten fehlen, die zu gewissen Verkläuterungen führen, die mit anderen ebenso drängenden Erscheinungen des sozialen Lebens rechnen. Als Führer der radikalen Seite können das englische Ehepaar Drysdale und der schwedische Professor Wicksell gelten. Sie fordern nicht nur die fakultative Sterilität (ein treffender Ausdruck, der auf dem Kongress gebraucht wurde), sondern die absolute Verminderung der Geburtenziffer aller Staaten. Professor Wicksell führte aus, dass es so klar sei wie nur irgend ein Satz des Euklid, dass jeder auch der kleinste dauernde Geburtenüberschuss von der Erde nicht ertragen werden könne. In der Tat hat dieser wuchtige Satz sehr viel für sich. Denn wenn wir auch gar nicht wissen, wie weit die Schätze der Erde noch brach liegen und durch eine kosmopolitische Kultur nach und nach zum Verbrauch herangezogen werden können, so ist es doch eine unumstößliche Tatsache, dass die Oberfläche der Erde begrenzt ist, und dass wir diese Grenzen sogar kennen. Also auch der kleinste Geburtenüberschuss, wenn er bis in alle Ewigkeit sich fortsetzt, muss schliesslich zu einer Übervölkerung führen. Irgendwo muss es daher eine Grenze geben, wo alle Nationen schliesslich stoppen müssen, wollen sie nicht die Erde mit künstlichen Brücken überwölben, auf denen die Menschen abgeladen werden. Der Einwand, dass die Sterblichkeit das Ihre tue, hat natürlich keine Berechtigung, wenn man nicht von der Geburtenrate, sondern eben von dem Überschuss der Geburten spricht, also von dem Plus, um das sich die Bevölkerung mehrt. So hat z. B. Deutschland trotz der sinkenden Geburtenrate einen in den letzten Jahrzehnten immer steigenden Geburtenüberschuss, weil mit der Geburtenrate auch die Sterblichkeitsrate sinkt. Arithmetisch gesprochen, hat Prof. Wicksell unzweifelhaft Recht, sein Ausspruch ist nicht zu widerlegen. Es fragt sich nur, ob wir auf jenem Punkt des allgemeinen Stoppensollens schon angelangt sind, oder ob uns nicht Jahrhunderte noch von ihm trennen. Die grösste Bewegung, die sich dem Neumalthusianismus entgegenstellt, ist natürlich der Nationalismus resp. das durchaus berechtigte Expansionsgefühl hochstehender Rassen. Darauf hat der Neumalthusianismus die Antwort, dass seine Bewegung selbstverständlich eine missionarische und kosmopolitische sei; ferner dass sein Wahlspruch: „Die Qualität ist mehr wert als die Quantität“ nur die Wahrheit bestätige, dass gerade jene Völker, welche sich in der Quantität beschränken, durch die verbesserte Qualität die Sieghaften sein dürften, sowohl im kulturellen Wettbewerb als auch im Falle eines Krieges. Trotz seiner 500 Millionen-Bevölkerung hat China vor europäischen Kriegsschiffen gewaltigen Respekt und in Indien halten 70 000 Engländer Millionen der Eingeborenen im Zaum. Tatsächlich ist die überreichliche Vermehrung meist nur auf Kosten der Gesamtheit zu erkaufen. Es entstehen schwächliche, widerstandsunfähige Exemplare, wenn auf ihre Ernährung und Aufzucht nicht die nötige Sorgfalt verwendet werden kann. Mit grosser Be-weiskraft wirkten die Tabellen von Drysdale, auf denen die Geburten- und Todesraten verschiedener Staaten in roter und schwarzer Farbe verzeichnet waren. Es ergab sich aus dieser wissenschaftlichen Arbeit, dass mit der sinkenden Geburtenrate auch die Sterblichkeitsrate sinkt und umgekehrt auch wieder steigt. Wo immer man eine rote Zacke in die Höhe steigen sah, schnellte auch die schwarze in überraschender Regelmässigkeit ihr nach. Nun mag man über die Frage, ob noch mehr oder weniger Menschen da sein sollen, denken, wie man will, eines steht doch wohl für alle fest: Geburten, die die Sterblichkeit wieder ausjätet, haben keinen Wert und bedeuten eine schwere Vergeudung von Familienkräften, von Mutter-schmerzen und national-ökonomischen Werten. Nicht zu folgen vermögen wir

aber den Neumalthusianern, sofern sie nicht mit einer auch unter den günstigsten Verhältnissen wirkenden Sterblichkeit rechnen und die Zahl der Kinder eines Paares in allen Fällen etwa auf zwei beschränken wollen. Denn auch bei zwei Kindern, die in der vollen Kraft der Eltern und unter guten Verhältnissen gezeugt werden, kann der Tod seine Ausjäte halten, und dann bleibt, gar leicht, nichts von nichts übrig. Zwei Kinder, die leben, ersetzen überdies nur das vorhandene Elternpaar und bedeuten keine Vermehrung, die ja auch der Neumalthusianismus nicht wünscht. Die Mehrzahl der Neumalthusianer stand aber durchaus nicht auf diesem orthodoxen Standpunkt, sondern trat nur für fakultative Sterilität ein, d. h. empfahl die Kinderbeschränkung dort, wo die Familie durch weitere Vermehrung in sicheres Elend gestossen wird, und wo durch neue Geburten nicht der Menschenüberschuss sich hebt, sondern nur die Friedhöfe sich füllen. Gesunde und in aufsteigender Erwerbslinie sich befindende Eltern dürften aber unbeschadet auch mehrere Kinder zeugen. Vor allem aber müsste Gelegenheit geboten sein, überdurchschnittlichen Personen die Fortpflanzung ausgiebig zu ermöglichen; hier berührte das Thema jenes der Sexualreform. Im Zusammenhang mit der Mutterschutzidee wiesen auch Dr. Helene Stöcker und die Verfasserin dieser Zeilen darauf hin, dass, wenn Kinderzunahme gewünscht würde, die Regierungen vor allem die Mutterschaft gesunder Frauen begünstigen müssten. Es gibt Millionen Frauen, die nichts heisser wünschen, als ein Kind und denen es durch die Schwierigkeit der Ehe dennoch verwehrt ist. Die einzige Möglichkeit, die Gefahren des Neumalthusianismus, die nicht zu übersehen sind, erfolgreich zu paralisieren, liegen m. E. darin, dass man der freiwilligen Einschränkung der Geburten, die wohl kaum zu bekämpfen sein dürfte, die freiwillige Fruchtbarkeit gesunder lebensstaunder Elemente als Palliativ entgegensetzt. Und hier beginnt ein neues Lied resp. ein neuer Kongress, der dem neumalthusianischen auf dem Fusse folgt.

„Mutterschutz und Sexualreform“ sind zwei Forderungen, die eng miteinander verknüpft sind, ja die sich eine aus der anderen ergeben. Es liegt in der Natur der Sache, dass die erstgenannte heute schon viele Freunde und Förderer hat, während die zweite noch um Ansehen kämpft. Der Mutter helfen, der Schwangeren und der schon Entbundenen, das Kind in Obhut nehmen, das leuchtet heute als Kulturforderung durchwegs ein. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass diese Stellungnahme zumindest der unehelichen Mutter und ihrem Kinde gegenüber durchaus nicht immer so war und im Gesetz der meisten Staaten heute noch nicht existiert. Die Bestrebungen des Mutterschutzes tragen heute noch nahezu rein charitativen Charakter, während sie gesetzlich obligatorisch sein müssten. Viel grössere Fortschritte hat „dank“ der enormen Säuglingssterblichkeit der Schutz des Kindes gemacht. Hier sahen sich die Regierungen an ihrem eigensten Interesse geschädigt und man setzte darum mit weitgreifenden Massnahmen zum Schutze des Säuglings ein. Auch dass der beste Säuglingsschutz Mutterschutz heisst, ist eine Idee, die sich immer mehr Bahn bricht. Die internationalen Aussprachen über dieses Thema brachten hochinteressantes Material über den Stand der Dinge bei den verschiedenen Nationen. Dass Mutterschutz aber ohne Sexualreform immer nur eine halbe Sache bleiben kann, leuchtet heute erst wenigen unerschrockenen Kämpfern ein. Hier brachte der Kongress reiches Material.

Reichstagsabgeordneter Dr. Eduard David hielt ein sehr bemerkenswertes Referat über die vermeintlichen Gegensätze von Mutterschutz und Rassenhygiene. Er führte aus, dass der „Schutz der Schwachen“ innerhalb der Kulturwelt durchaus nicht, wie von einzelnen Rassenhygienikern behauptet wird, im Widerspruch zu den Auslesetendenenzen der Gattung stehe; denn der Begriff der wirtschaftlich Schwachen deckt sich nicht mit dem der organisch Schwachen. In der Mutter schützt die Ge-

sellschaft ihr eigenes Fortleben. Auf der Mutter ruht die Zukunft jedes Volkes — und nicht auf dem Wasser. Er nannte den Betlehemitischen Kindermord ein Kinderspiel gegenüber der Hinopferung von jährlich Tausenden von Kindern durch Not und mangelnde Fürsorge für Mutter und Kind. Die soziale Fürsorge als rassenhygienisch schädlich darzustellen, bedeute eine oberflächliche Begriffsverwirrung. Wenn im Kampf ums Dasein lediglich mit organischen Waffen gekämpft würde, so könnte man besondere Schutzmassregeln ablehnen; heute aber treten gewisse Schichten durch ihre Ausrüstung mit ökonomischen Besitzwerten von vornherein besonders gewappnet auf den Kampfplatz. Und der organisch Minderwertige, in goldener Rüstung, ist der Sieghafte über den organisch Starken, der nackt ist. Der heutige ökonomische Zustand schafft aber Bedingungen zur Organzerstörung ursprünglich organisch Starker. Er erzeugt organisch Minderwertige. Millionen Kinder werden schon im Mutterleib organisch verwüstet. Man hat eine Schonzeit für die Jagdtiere, warum nicht auch für das menschliche Weib. Frankreich gibt der Frau schon drei Monaten vor der Geburt Schonung und Pflege, aber jeder derartige Versuch scheidet in Deutschland. Mutter- und Kinderschutz sind als rassenhygienische Prophylaxis zu betrachten. Der zweite Tag brachte eine deutlich bemerkbare Steigerung des Interesses. Über Sexualwissenschaft als Grundlage der Sexualreform sprach Dr. Magnus Hirschfeld (Berlin). Wie bei allen anderen sozialen und biologischen Problemen, so müsse auch für das Sexualproblem die wissenschaftliche Forschung massgebend werden. Noch fehle es an einer vergleichenden Tatsachenforschung im grossen Stil. Der Redner erörterte sodann die ganze Skala der Reize und der Wirkungen, aus denen sich das menschliche Geschlechtsleben zusammensetzt, auf wissenschaftlicher Basis, zum Teil an der Hand von Tabellen. Er führte u. a. aus: wie jede Anziehung in der Natur, beruht auch die der Liebe auf Gesetzen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnen wir die Personen, deren Erscheinung uns anzieht, uns „fesselt“ als Objekt der Liebe. In Wirklichkeit ist aber der Liebende als der betroffene Teil das Objekt der Liebe; er erscheint uns zunächst als Subjekt, weil der aufgenommenen Eindruck sogleich bestrebt ist, sich in lebendige Kraft umzusetzen. Indem auf solche Weise lustbetont empfundene Reize, die zu inneren Spannungen führen, zu motorischen Lösungen drängen, verrät sich uns die Liebe als ein Reflexmechanismus, dem regulierend gewisse Hemmungsmechanismen gegenüberstehen. Diese haben in der Grosshirnrinde ihren Sitz, und sind teils instinktiver Natur, teils durch Vorstellungen gegebene, die auf den verschiedensten Gebieten liegen (Furcht vor Ansteckung, vor Befruchtung usw.). Praktisch besonders bedeutsam sind die sozialen Hemmungen, welche von der „jeweiligen Moral“ einer Zeit und eines Landes abhängig sind. Der Begriff der Sittlichkeit ist heute mehr ein Gegenstand der Geographie, als der Biologie. Aber nur auf Grund wissenschaftlicher Ergebnisse dürften Sittlichkeitsforderungen aufgestellt werden.

Hierauf gelangte die Verfasserin dieser Zeilen über das Thema „Ehe und Sexualreform“ zu Wort. Ich stellte in meinem Referat die Institution der Ehe in den Mittelpunkt der Kritik und analysierte zuerst die Momente, die die Ehe vor allen anderen Verbindungen auszeichnen. Ich musste und durfte wohl dabei zum Teil auf die in meinem Buch „Die sexuelle Krise“¹⁾ entwickelten Definitionen und Analysen zurückgreifen, zum Teil konnte ich aber auch wesentliche Erweiterungen der Untersuchung, wie ich sie im zweiten Buch der „sexuellen Krise“, das in Vorbereitung ist, zu geben haben werde, bieten.

In dem Moment der offiziell erklärten gemeinsamen Repräsentation eines sexuell und sozial verbündeten Paares sehe ich das eigentliche eheliche Prinzip,

1) 5. Auflage. Verlag Eugen Dietrichs, Jena.

welches ich für einen hohen Kulturfaktor halte. Es folgte eine Analyse der Gefahren der Liebesgemeinschaft als Experiment, also der „freien Liebe“. Neben dem sozialen Moment sehe ich als zweiten Kolossalpfeiler der Ehe das Suggestionmoment, das Gefühl der Verbundenheit, das die Ehe zumeist in sehr zuverlässiger Form vermittelt und welches ich für schlechterdings unersetzlich halte. Diese beiden Momente bilden die vornehmsten Werte der Ehe, darum soll und wird sie immer das Streben der Menschen bleiben.

Diese Gebundenheit darf aber nicht erpresst werden durch alle möglichen Konjunkturen, die mit dem Wesen der Sache nichts zu schaffen haben und jene Menschen, die diesen Glückszustand dauernder und freiwilliger sexual-sozialer Dauergemeinschaft nicht erreichen, dürfen deswegen ihres Geschlechtslebens nicht beraubt werden. Ich erlaubte mir das Motto aus der „sexuellen Krise“ heranzuziehen: „Feste und dauernde Monogamie ist ein ausgezeichnete Zustand, weil er die Energien des Menschen für andere ausserhalb der Erotik liegende hohe Aufgaben schont. Aber als erste Karte ist die richtige Monogamie wohl nicht im Lebensspiel zu ziehen.“ Das Recht auf eine durch die Verhältnisse eventuell sich ergebende Aufeinanderfolge jeweilig monogamer Beziehungen muss auch ausserhalb der Ehe gesellschaftlich anerkannt werden. Die schlimmste Folge der herrschenden Moral, welche heute das freie Verhältnis brandmarkt, ist die Nötigung zur Hintertreibung der natürlichen Fruchtbarkeit, wodurch die echte Auslese durchkreuzt wird, während die verfälschte Auslese flott ihr Spiel treiben kann. Dadurch wird die Entwicklungsmöglichkeit der Art (Gattung, Rasse) zu immer höheren Exemplaren durchkreuzt. Nicht gegen die Ehe als Institution wird also gekämpft, sondern nur dafür, dass einer unerwünschten Ehe ein erwünschtes freies Verhältnis, auch wenn es die Ehe nicht bietet, vorgezogen werden könne und dürfe, ohne Gefahren für die Beteiligten. Ich führte aus, dass man die Ehe sogar erfinden müsste, wenn sie nicht bestünde und dass nur der terroristische Absolutismus, mit dem sie das ganze Geschlechtsleben unter ihr Schema zu bringen sich anmasst, zur Reform der sexuellen Ethik drängt. So gut es die knappe Zeit gestattete, schilderte ich die Verheerungen, die die erzwungene Askese besonders auf die Frau ausübt, und die unheilvolle Kontra-selektion, die sich gerade dadurch ausbreitet, dass die reife Jugend von der Fortpflanzung vielfach abgeschnitten ist, und der Mann erst zur Fortpflanzung gelangt, wenn er den Höhepunkt biologischer Reife und Kraft überschritten hat. Ich hob die Forschungen über die psychopathischen Folgen des unfreiwilligen Zölibats, wie sie besonders von Professor Freud klargelegt wurden, hervor und sprach über die Leiden, die aus der durch die Verhältnisse oft gröblichst mit Füßen getretenen Sehnsucht nach Mutterchaft resultieren. Ich forderte gesellschaftliche Massnahmen, die den Eltern die Kinder aufziehen helfen. Die Mittel dazu sollten durch Steuern, die in späteren Jahren, z. Z. der vollen Erwerbsfähigkeit geleistet würden, hereingebracht werden. Keinesfalls dürften die beiden Momente der späten Zeugung und der späten vollen Erwerbsfähigkeit zusammenfallen, wie dies heute der Fall ist, wenn wirklich von der Erzeugung eines immer höher qualifizierten Nachwuchses die Rede sein soll. Das hiesse, die Ehe und die Fortpflanzung wirksamer begünstigen als wenn man die Schutzmittel verbietet. Ich versuchte dann verschiedene Reformvorschläge, die der herrschenden sexuellen Not gegenüber entstanden sind, zu charakterisieren und musste den Vorschlag des englischen Schriftstellers Meredith auf „Probehe“ als besonders flach bezeichnen, weil er das wertvollste Moment der Ehe, das Gefühl der dauernden Verbundenheit, ausschliesst. Die Reformvorschläge, die zur Lösung des sexuellen Problems gemacht wurden, teile ich in solche, die mit dem Prinzip der Monogamie brechen und jene, welche es bei aller Freiheit der Beziehungen erhalten zu sehen wünschen. Nur dieses

letztere Prinzip, welches die jeweilige Monogamie (denn selbstverständlich muss mit einer eventl. sich ergebenden Sukzession geschlechtlicher Verhältnisse gerechnet werden) zum mindesten als das anzustrebende, wenn auch nicht immer erreichte Ideal erhalten sehen will, kann ich anerkennen, alles andere würde nur weitere Leiden und unendliche Konflikte schaffen. (Eingehend kann ich mich über die Gestaltung einer kommenden anderen Sexualordnung, wie sie sich aus den vorhandenen Ansätzen schon deutlich ergibt, erst in meinem zweiten Buch zur „sexuellen Krise“ äussern.) Das Wort „Ideal“ in bezug auf die Monogamie ist aber hier nicht in jenem schwülstigen Sinne gemeint, mit dem es von Reformethikern breit und flach getreten wird. Ich gebrauche das Wort hier in rein philosophischem Sinne, im Sinne der platonischen Eidee, welche zielweisend über unserem oftmals anarchischem und gestaltlosem Treiben wirkt. In diesem Sinne kann die reine „Idee“ der Liebe und des ehelichen Bündnisses nicht anders gedacht werden als monogam. Selbstverständlich muss damit gerechnet werden, dass das Ideal nicht erreicht wird, aber dann kann auch von der Befriedigung tiefsten Sehnsens keine Rede sein. Allerdings ist mir Monogamie, wie schon erwähnt, durchaus nicht identisch mit der lebenslänglichen Dauer einer Beziehung, so sehr sie auch zu wünschen ist, und so sehr ich auch überzeugt bin, dass sie, bei voller Freiwilligkeit, die höchste Glückseligkeit darstellt. Trotzdem ich in meinem Buch nirgends gegen die Monogamie Front gemacht habe, wie zahlreiche andere Reformer, mit denen ich mich im zweiten Buch befassen werde, wurde mir diese angebliche Stellungnahme dennoch fälschlich untergeschoben, was ich nur damit erklären kann, dass das überreiche Material, das sich der Analyse aufdrängte und meine Methode, das „Ding“ von allen Seiten pro und kontra anzusehen, gewisse Rezensenten verwirrte. Allerdings entrüsteten sich auch manche über die von mir verlangte Anerkennung der Sukzession monogamer Verhältnisse. Wenn man aber das Problem voraussetzungslos, moralinfrei und den wahren Bedürfnissen der menschlichen Natur und Kultur entsprechend anschaut, so ergibt sich die Notwendigkeit dieser Sukzession bis zur Erreichung einer gewissen Reife überall dort, wo nicht besondere Glückszufälle vorliegen. Darum muss auch ihre gesellschaftliche Anerkennung gefordert werden; denn nur unter dem Mantel der Heuchelei können alle die widerlichen Erscheinungen unserer heutigen Sexualmoral sich ausbreiten. Auch die Bekämpfung der doppelten Moral, die wir fordern müssen, wird gewöhnlich falsch verstanden. Es handelt sich weder darum, dass das Weib die Freiheiten der Ausschweifungen begehrt, noch dass der Mann in Askese leben soll bis zur Ehe, sondern die simple Wahrheit liegt wieder einmal in der Mitte. Weder Askese noch Débauche ist anzustreben; aber die Möglichkeit erotischen Erlebens muss sowohl für den Mann wie für die Frau gelten. Mit den Forderungen nach Freiheit gehen Hand in Hand solche der Beschränkung, der strengsten Selbstzucht, im Hinblick auf das Wohl und Wehe der Nachkommenschaft.

In Frida Stéenhoff lernten wir die uns schon vorher durch ihre Schriften vertraute radikale Vertreterin sexual-reformatorischer Ideen in Schweden kennen. Diese Frau, eine hohe schlanke Blondine, die in einer ideal glücklichen Ehe lebt und schon erwachsene Kinder hat, hat die Würde, die Güte und das schlichte, leuchtende Wesen, mit dem man sich etwa eine nordische Königin vorstellt. Und dann kommt sie aufs Podium und mit dem Harfenklang ihrer Stimme, die einen rechten Gegensatz bildet zu allem Suffragettengepolter, verfiert sie die letzten, die schärfsten, die äussersten Forderungen unseres Reformkampfes! Sie geht noch weiter als ich, — sie verwirft die Ehe en bloc. Sie verlangt die volle Freiheit der Beziehungen und führt aus, dass durch das Vorhandensein der Ehe das Kind riskiere — unehelich geboren zu werden. In der gesetzlichen Familie sieht sie das wesentlichste Kampfmittel für die ungerechte soziale Machtverteilung. — Ich glaube, dass das

Band der Ehe von selbst immer lockerer werden wird, je mehr andererseits bei freien Bündnissen die Usancen notarieller Kontrakte üblich werden. Ich sehe aber besonders in dem erwähnten Suggestionmoment der Ehe einen so hohen Wertfaktor, dass ich ihn heute noch nicht missen möchte. Ich halte darum auch die von der von mir sehr geschätzten Frau Stéénhoff geführte Propoganda für aussichtslos und den Zeitverhältnissen gegenüber unproportioniert. Dass das freie Verhältnis neben der Ehe Achtung erlange, dass Mutter und Kind auf alle Fälle geschützt seien und dass jede gesunde Fruchtbarkeit von der Gesellschaft mit Freuden begrüsst werde, ebenso wie jede Vermehrung minderwertiger Erbwerte verhindert werden muss, — das scheint mir das Erstrebenswerte, und ich sehe keinen Grund, der unter diesen Voraussetzungen dagegen sprechen sollte, dass die Ehe neben anderen Formen des sexuellen Lebens erhalten bleibt. Einen wahrhaft herzerfreuenden Anblick bot auch der greise Dr. Rutgers (Haag). Dieser alte Mann mit dem feurig begeisterten, durchstrahlten Gesicht gehörte beiden Kongressen an und beteiligte sich aufs aktivste an den Debatten auf der linken radikalsten Seite in enger Verbindung mit unserem Reformkampf. Wenn junge Menschen, wie wir, an der Zukunft bauen helfen, um sie für die, die nach ihnen kommen, besser zu gestalten, wenn sie auf diesem Wege auch dort nicht stocken, wo es gilt, das gefährliche Werk der Niederlegung alter Barrikaden zu vollbringen, so braucht es, um sie zu solchem Kampfe zu befähigen, nur eines grossen Masses durchlebter Leiden und einiger Fähigkeit, die sich daraus ergebenden Schlüsse zu ziehen. Wenn aber das hohe Alter in dieser Weise mit der reifen Jugend geht, dann handelt es sich um mehr: nur genialische Instinkte können dies Wunder vollbringen. Die alte Hedwig Dohm in Deutschland, Popper-Lynkeus in Österreich und jener herrliche alte Rutgers aus dem Haag sind solche Phänomene. . . . Am letzten Abend sprach in öffentlicher Versammlung, die die grosse Kongresshalle bis aufs letzte Plätzchen füllte, Dr. Iwan Bloch über die sexuelle Frage im Altertum und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Er wies darauf hin, dass die herrschende sexuelle Moral ein Produkt des griechischen Altertums ist, welches einen typischen Sklavenstaat auf der einen und ein absolutes Patriarchat auf der anderen Seite hatte, und welches sich im wesentlichen auf die Missachtung der Frau, Missachtung der individuellen Liebe und Missachtung der Arbeit stützte, daher sei diese Moral für uns unbrauchbar. Hierauf sprach Dr. Helene Stöcker (Berlin) und wies auf den Zusammenhang der modernen sexuellen Reformbewegung mit den grossen Revolutionen, die die Moral durch die Romantiker, durch Kant, Fichte und Nietzsche erfahren habe, hin. Anstelle von Geheimrat Professor Dr. Eulenburg, der durch einen Todesfall in der Familie am Erscheinen verhindert war, hielt Dr. med. Julian Marcuse (Partenkirchen) das Schlussreferat. Er schilderte die Notwendigkeit einer strengen Askese für die Jugend bis zum Alter der Pubertät. (Mir scheint diese Grenze zu niedrig gegriffen; die Askese dürfte auch noch für die ersten Jünglingsjahre, nach der Pubertät zu empfehlen sein.) Habe man es aber mit geschlechtvollreifen Menschen zu tun, so sei die Frage eine ganz andere, und es müssten Reformen geschaffen werden, die nicht Millionen Menschen zu gefährlichem Verzicht verurteilen.

Damit schloss unter grossem Beifall der bedeutsame Kongress. Am nächsten Vormittag wurde eine „Internationale Vereinigung für Mutterschutz und Sexualreform“ konstituiert, der die sämtlichen anwesenden Ausländer beitraten. Nicht nur eine Schar konsequent Denkender und mutig Kämpfender sondern eine Reihe der edelsten menschlichen Persönlichkeiten haben diese beiden Kongresse vor unsere Augen geführt und uns darum auf lange hinaus Lebenskraft und Lebensfreude vermittelt.

Varia.

„Gross ist die Diana der Epheser“. Die alte Griechenstadt Ephesos in Kleinasien, um deren Ruinen sich gerade die österreichische archäologische Forschung verdient gemacht hat, war im Altertum vor allem berühmt durch ihren grossartigen, der Artemis (Diana) geweihten Tempel. Ionische Emigranten bemächtigten sich vielleicht im 8. Jahrhundert der längst von asiatischen Völkerstämmen bewohnten Stadt, fanden in ihr den Kult einer alten mütterlichen Gottheit vor, die möglicherweise den Namen *Oupis* trug, und identifizierten diese mit ihrer heimatlichen Gottheit Artemis. Nach dem Zeugnis der Ausgrabungen erhoben sich im Laufe der Jahrhunderte mehrere Tempelbauten auf derselben Stätte zu Ehren der Gottheit. Es war der vierte dieser Tempel, der im Jahre 356 in der Nacht, in welcher Alexander der Grosse geboren wurde, durch einen von dem wahnwitzigen Herostratos angestifteten Brand zugrunde ging. Er wurde herrlicher denn je wieder aufgebaut. Mit ihrem Getriebe von Priestern, Magiern, Wallfahrern, ihren Kaufläden, in denen Amulette, Andenken, Weihgeschenke feilgeboten wurden, konnte sich die Handelsgrossstadt Ephesos einem modernen Lourdes vergleichen.

Um das Jahr 54 unserer Zeitrechnung kam der Apostel Paulus zu mehrjährigem Aufenthalt nach Ephesos. Er predigte, tat Wunder und gewann einen grossen Anhang im Volke. Von den Juden verfolgt und verklagt, trennte er sich ihnen ab und gründete eine unabhängige Christengemeinde. Unter der Ausbreitung seiner Lehre begann das Gewerbe der Goldschmiede zu leiden, die für die Gläubigen und Pilger aus aller Welt die Andenken an den Gnadenort, die kleinen Nachbildungen der Artemis und ihres Tempels fabriziert hatten¹⁾. Paulus war viel zu sehr starrer Jude, um die alte Gottheit unter anderem Namen neben seinem Gott fortbestehen zu lassen, sie umzutaufen, wie die jonischen Eroberer mit der Göttin *Oupis* verfahren hatten. Da musste es den frommen Handwerkern und Künstlern der Stadt um ihre Göttin wie um ihren Erwerb bange werden. Sie empörten sich und strömten unter dem unaufhörlich wiederholten Ruf „Gross ist die Diana der Epheser“ durch die Hauptstrasse Arkadiane zum Theater, wo ihr Führer Demetrios eine Brandrede gegen die Juden und gegen Paulus hielt. Mit Mühe gelang es der Behörde den Aufruhr durch die Versicherung zu dämpfen, dass die Majestät der grossen Göttin unantastbar und über jeden Angriff erhaben sei²⁾.

Die von Paulus gegründete Kirche von Ephesos blieb ihm nicht lange treu. Sie geriet unter den Einfluss eines Mannes Johannes, dessen Persönlichkeit der Kritik schwere Aufgaben gestellt hat. Er war vielleicht der Verfasser der Apokalypse, die von Invektiven gegen den Apostel Paulus strotzt. Die Tradition liess ihn mit dem Apostel Johannes zusammenfallen, dem das vierte Evangelium zugeschrieben wird. Nach diesem Evangelium hatte Jesus am Kreuze seinem Lieblingsschüler auf Maria deutend zugerufen: Siehe, das ist deine Mutter, und von diesem Augenblicke an nahm Johannes die Maria zu sich. Wenn also Johannes nach Ephesos gegangen war, so war auch Maria mit ihm dahin gekommen. In Ephesos erhob sich also neben der Kirche des Apostels die erste, schon im vierten Jahrhundert bezugte, Basilika zu Ehren der neuen mütterlichen Gottheit der Christen. Die Stadt hatte ihre grosse Göttin wieder, es hatte sich ausser dem Namen wenig verändert; auch die Goldschmiede fanden wieder Arbeit, Abbilder des Tempels und der Gottheit für die neuen Pilger zu schaffen; nur die Leistung der Artemis, die sich in ihrem Attribut

1) Siehe auch Goethes Gedicht, Bd. 2 der Sophien-Ausgabe, S. 195.

2) Apostelgeschichte, Kap. XIX.

Κουρόροφος ausdrückte, überging auf einen heiligen Artemidoros, welcher sich der Frauen in Kindesnöten annimmt.

Dann kam die Eroberung der Stadt durch den Islam und endlich ihr Untergang und ihre Verödung durch die Versandung ihres Flusses. Aber die grosse Göttin von Ephesos hatte ihren Anspruch noch immer nicht aufgegeben. Noch in unseren Tagen erschien sie als heilige Jungfrau einem frommen deutschen Mädchen, Katharina Emmerich in Dülmen, beschrieb ihr ihre Reise nach Ephesos, die Einrichtung des Hauses, das sie dort bewohnte und in dem sie starb, die Form ihres Bettes usw. Und Haus und Bett haben sich wirklich gefunden, sowie sie die Jungfrau beschrieben hatte, und sind wiederum das Ziel von Pilgerfahrten der Gläubigen.

(Nach F. Sartiaux, *Villes mortes d'Asie mineure*, Paris 1911.)

Freud.

Eine Traumanalyse bei Ovid.

Von Dr. Karl Abraham (Berlin).

Im dritten Buch der „Amores“ des Ovid findet sich als fünfte Elegie die ausführliche Schilderung eines Traumes. Das Gedicht lautet in der nahezu wortgetreuen und sehr gelungenen Übersetzung von Dr. Alexander Berg¹⁾ wie folgt:

„Nacht war's, und es verschloss mir der Schlaf die ermüdeten Augen;
 Höre das Traumgesicht, das mich in Schrecken gesetzt.
 Reich an Eichen erhob ein Hain sich an sonnigem Hügel,
 Und in der Zweige Laub bargen der Vögel sich viel.
 Einen grünenden Platz enthielten rasige Matten,
 Feucht von den Tropfen des sanft rauschenden Wassers gesprengt.
 Unter der Bäume Laub entzog ich selbst mich der Hitze;
 Aber der Bäume Laub wehrte der Hitze doch nicht.
 Da stand, blendend weiss, mir eine Kuh vor den Augen,
 Kräuter suchend mit buntpfarbigen Blumen gemischt;
 Blendender war sie als Schnee, wann eben frisch er gefallen,
 Welchen zu Wasser noch nicht hatte geschmolzen die Zeit;
 Blendender war sie, als Milch, die weiss von noch rauchendem Schaum ist
 Und die das Mutterschaf, eben gemolken, verlässt.
 Deren Begleiter war ein Stier, ihr glücklicher Gatte,
 Und mit der Gattin vereint drückt' er das saftige Gras.
 Während er daliegt trägt und wiederkäute die Kräuter
 Und ihn zum zweiten Mal speist die gespeisete Kost,
 Schien's, dass bewältigt vom Schlaf sein hörnertragendes Haupt er
 Hin auf die Erde, dass sie's stützte, habe gestreckt.
 Hierher kam, aus der Luft auf leichten Schwingen sich senkend,
 Eine Krähe und liess schwatzend sich nieder im Gras.
 Und dreimal grub frech in die Brust der schneeigen Kuh sie
 Ihren Schnabel, und weiss war von den Haaren der Mund.
 Jene verliess den Ort und den Stier nach längerem Zaudern,
 Doch auf der Brust der Kuh ward nun ein schwärzlicher Fleck.
 Und als Stiere sie sah, in der Ferne Kräuter sich pflückend, —
 Fern von ihr pflückten sich Stiere das üppige Kraut —
 Stürzte sie sich dorthin, sich mit jener Herde zu mischen,
 Und besuchte die Trift, reicher mit Halmen geschmückt.

1) Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 2. Auflage.

Sage mir nun, der du die Traumgesichte der Nacht deut'st,
 Was, steckt Wahres darin, dieses Gesicht mir besagt!
 So ich. Und es erhob der Träume Deuter sich also,
 Während in seinem Geist jegliches Wort er erwog:
 „Jene Hitze, die du durch das Laubdach wolltest vermeiden,
 Und die du übel vermiedst, war in der Liebe bei dir;
 Deine Geliebte, die Kuh und die Farbe die der Geliebten;
 Du der Mann und ein Stier als der Genosse der Kuh.
 Dass ihr die Krähe die Brust mit spitzem Schnabel durchbohrte,
 Sagt, der Gebieterin Herz regte die Kupplerin auf.
 Dass von dem Stiere die Kuh nach langem Zaudern sich trennte,
 Heisst, in dem ledigen Bett wirst du verlassen dich sehn.
 Vorn an der Brust der Fleck, der bläulich schwarze, bedeutet,
 Dass ihr der Buhlerei Makel beflecket die Brust.“
 Also der Deuter; mir wich das Blut aus dem eisigen Antlitz,
 Und von finsterner Nacht wurden die Augen bedeckt.

Die in dem Gedicht gegebene Deutung des Traumes ist — im Sinne unserer wissenschaftlichen Traumanalyse — unvollständig. Besonders wird die Tendenz des Traumes (Wunscherfüllung) nicht ersichtlich. An dem symbolischen Gehalt der ersten sechs Verse (Hügel, Hain, Vögel, Wasser) geht der Traumdeuter achtlos vorüber. Im übrigen aber erkennt er den Sinn der Symbole so vollkommen, dass sich eine frappante Übereinstimmung mit unseren heutigen Auffassungen ergibt.

Ein Fall „lenkbarer Träume“. Zu den interessanten Mitteilungen Ferenczi über „lenkbare Träume“ bin ich in der Lage, ein Beispiel mitzuteilen: Ein Mädchen von 17./18. Jahren hat Träume peinlichen Inhalts, die öfters wiederkehren. Will sie nun von einer Person oder Sache nicht träumen, so nimmt sie sich dies vor, und zwar unter der folgenden stereotypen Vorstellung: „Ich glaube mich in einem leeren kahlen Zimmer zu befinden, dessen einzige Tür sich direkt auf einen tiefen Abgrund öffnet, in dem ein Fluss fließt. Die Tür, die man nach ihnen öffnet, steht offen und ich lasse im Türrahmen eins nach dem anderen die Gegenstände, Tiere und Menschen erscheinen, von denen ich nicht träumen will. Und vor jedem schliesse ich kräftig die Türe, indem ich zu mir sage das Wort: Hinunter! Dabei habe ich die Empfindung, als stiesse ich alles in den Fluss hinunter. Nachdem ich das einige Male wiederholt habe, steigt ein Nebel vom Fluss auf, meine Gedanken verwirren sich und ich schlafe ein ohne zu träumen.“ Bei der ersten mündlichen Darstellung dieses Vorgangs, die sie mir gab, hatte das Zimmer ein Fenster, durch das die Gegenstände wiederkehrten, um noch einmal hinabgestossen zu werden.

Von Dr. Stekel wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass das Mädchen durch diesen Vorgang nichts gewinnt, da es die Konflikte, denen es entgehen will vor dem Einschlafen erledigt.

Ernst Marcus.

Zum Thema „Traumdeutung“. Aus Byron's „Don Juan“. Don Juan, als Frau verkleidet, muss im Frauengemache das Lager der Dudu teilen, die, wie alle anderen, von dem wirklichen Geschlechte Don Juans nichts weiss.

Sechster Gesang.

LXX.

Da hörte man Dudu ganz plötzlich schreien.

LXXV.

Und endlich sagte sie: „Von Schlaf umfangen
 Hab' ihr geträumt, in einem dunkeln Hain
 Zu wandeln, jenem gleich, darin ergangen
 Sich Dante in dem Alter, da noch rein
 Die Welt und ohne Grund der Mädchen Bangen,
 Der Jüngling möge zu zudringlich sein;
 Und voll von prächt'gen Bäumen sei der Wald
 Gewesen und von Früchten mannigfalt.

LXXVI.

Wo in der Mitt' ein goldner Apfel nickte —
 Ein wunderbarer Apfel — doch er hing
 Zu hoch und fern, und mit Verlangen blickte
 Sie auf zu ihm, und dann zu werfen fing
 Sie an mit Steinen und was sonst — doch glückte
 Kein Wurf, weil jeder weit daneben ging;
 Fest hing er an dem Zweige und sie sah
 In ärgerlicher Höh' ihn baumeln da.

LXXVII.

Doch plötzlich, als sie beinah aufgegeben
 Die Hoffnung, fiel er ihr von selbst zu Füßen;
 Sie sprang sogleich herzu, ihn aufzuheben
 Und unverweilt zu beissen in den süssen;
 Doch als ihr junger Mund geöffnet eben
 Sich schon und sie beinah hinein gebissen,
 Flog ein Bien' heraus — und diese stach
 In's Herz ihr — also ward sie schreiend wach.“
 Mit Angst sie und Verwirrung dies gestand —
 Die Folgen solcher Träume, wirr und wild,
 Absonderlich, wenn niemand gleich zur Hand,
 Zu deuten uns ihr eitles Truggebild.

Gaston Rosenstein.

„Ich fürcht' nit Gespenster.“

Für die auf unbewusste narzisstische Motive zurückzuführende Entblössung mit apotropäischer Tendenz¹⁾ findet sich folgender hübscher Beleg bei Gottfried Keller:

Ich fürcht' nit Gespenster
 Keine Hexen und Feen,
 Und lieb's, in ihre tiefen
 Glühaugen zu sehn.

Am Wald in dem grünen
 Unheimlichen See,
 Da wohnt ein Nachtweib,
 Das ist weiss wie der Schnee.

Es hasst meiner Schönheit
 Unschuldige Zier;
 Wenn ich spät noch vorbeigeh',
 So zankt es mit mir.

Jüngst, als ich im Mondschein
 Am Waldwasser stand,
 Fuhr sie auf ohne Schleier,
 Ohne alles Gewand.

¹⁾ Vergl. Stekel: „Zur Psychologie des Exhibitionismus.“ (Zentralblatt für Psychoanalyse. I. Band, Heft 10/11.)

Es schwammen ihre Glieder
In der taghellen Nacht;
Der Himmel war trunken
Von der höllischen Pracht.

Aber ich hab' entblösset
Meine lebendige Brust;
Da hat sie mit Schande
Versinken gemusst!

A. v. W.

Prof. Dr. E. Meumann in Leipzig schreibt im „Pädagogischen Jahresbericht 1910“ (Leipzig, Brandstetter, 1911), S. 134 f.:

„Die Freud'sche Methode gewann 1910 bedeutend an Boden, sie hat aber auch sehr entschiedene Gegner. Sie muss besonders deshalb erwähnt werden, weil sie immer mehr auf die Pädagogik angewandt wird. Zum Teil hat Freud selbst, besonders aber sein Anhänger, der scharfsinnige und besonnene Pfarrer Dr. O. Pfister in Zürich gezeigt, dass krankhafte Seelenzustände und moralische Schwäche bei Schulkindern mit solchen aus dem Bewusstsein verdrängten sittlichen Verfehlungen zusammenhängen. In einigen Fällen, in denen es Pfister gelang, moralisch ganz heruntergekommene Schüler zur Aussprache über das den ganzen Prozess einleitende Delikt zu bringen, gelang die sittliche Rettung des Individuums. Da die Methode vielleicht noch einmal grosse praktische Bedeutung erlangen wird, möge auf einiges aus ihrer neuesten Literatur hingewiesen werden. Freud selbst hat begonnen, (zusammen mit Bleuler und Jung) ein Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen herauszugeben. Im ersten Bande gibt Freud sogleich eine Probe der Anwendung seiner Methode auf die Pädagogik; in dem Artikel „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“ wird die Heilung eines so jugendlichen Individuums von Angstzuständen behandelt. Von Pfisters Schriften sei erwähnt: „Psychoanalytische Seelsorge und experimentelle Moralpädagogik“ (Protest. Monatshefte 1909); die Abhandlung gibt hervorragende Beispiele von Freud's Methode. Zu beachten ist, dass allerdings die Psychoanalyse in erster Linie ein praktisches Verfahren sein will und Heilmethode ist; sie hat aber gleichzeitig den Charakter einer wissenschaftlichen Methode zur Zergliederung krankhafter Seelenzustände.“

(Im Folgenden kommen auch einige Bedenken gegen die Traumpsychologie zur Sprache.)

Dr. S. Lindner, Kinderarzt in Budapest, verschied im 72. Lebensjahre. Er gehörte zu jenen wenigen, auf die sich Freud bei der Begründung seiner Sexualtheorie als Vorläufer beziehen konnte. Seine wichtigste Arbeit war die „Über Ludeln oder Wonnesaugen“, die er im Archiv für Kinderheilkunde (1879) veröffentlichte; in dieser mit vielen guten Illustrationen erläuterten Arbeit teilte der Verfasser seine Beobachtungen über die verschiedenen Arten des Ludelns bei ganz jungen und bei heranwachsenden Kindern mit; er betonte ausdrücklich den erotischen Charakter dieser „üblen Gewohnheit“ und erkannte deren allmählichen Übergang in die Kinder-Masturbation. — Natürlich wollte ihm diese Dinge kein Mensch glauben; man hielt ihn, da er seine These eifrig gegen die Spötter verteidigte, für einen Sonderling. — Ref. war es noch vergönnt, den von der ärztlichen Tätigkeit schon zurückgetretenen alten Herrn auf die siegreiche Auferstehung seiner Lehre in Freud's Schriften aufmerksam zu machen.

Dr. Ferenczi, Budapest.

Zur Richtigstellung! Die Mitteilung III in Heft I dieses Jahrganges „Zwei interessante Fälle von Versprechen“ ist von Dr. A. A. Brill (New-York) und nicht von Prof. Ernest Jones.

Literatur.

(Abkürzungen: R? = Referat gesucht; B = das Buch ist bei der Redaktion eingelaufen.)

- Hakošvic: „Das nervöse oder geisteskranke Kind in der Schule.“ (Med. Blätter. 1911. Nr. 19.)
- Raecke: „Über den kindlichen Schwachsinn, seine Symptomalogie, Diagnose und Therapie. (Deutsche med. Wochenschr. 1911. Nr. 41.)
- Bartels: „Über neuere Ergebnisse der anthropologischen Forschung. (Ibidem.) (R?)
- Revész: Rassenpsychiatrische Erfahrungen. (Archiv für Schiff- und Tropenhygiene. V. Beiheft. 1911.)
- Hughes, C. H.: „Salome the necrophile.“ (The Alienist and Neurologist. 1911. XXXIII.) (R?)
- Dupres et Devaux: La melancholie du peintre Hugo van der Goes. (Nouvelle Iconographie de la Salpêtière. 1910. 23. Heft.)
- Benni: Zur Methodik der Psychoanalyse. (Revue f. Psych., Neurolog. u. exper. Psychol. (Russ.) — 1911. Heft 16.) (R?)
- Prof. Dr. Anton Heveroch: Ein Beitrag zur psycholog. Analyse der Halluzinationen, Wahnideen und Obsessionen. (Zeitschr. f. die ges. Neur. u. Psych. 1911. VII. Bd. 2. H.) (R?)
- Bernstein: Über psychologische Zustände bei Degenerationen. (Ibidem.)
- Liebermann von Sonnenberg: „Zwei Fälle von Besudelung.“ (Ibidem.)
- E. Kleemann: (Anstaltsgeistlicher in Leipzig. „Die Zeit.“) (Ibidem.)
- Näcke: „Päderastie aus sakralen Gründen.“ (Ibidem.)
- „Ein echter Fall von Hämaphroditismus.“ (Ibidem.)
- Dr. Alfred Gottschalk et A. Marie: „La maladie e la mort du roi Luis II. de Baviere. (Archiv. de Neurolog. Oktobere 1911.) (R?)
- Claparede: Interpretation Psychologique de l'Hypnose. (Journ. für Psych. und Neurologie. 1911. Bd. 18. 4. Ergänzungsheft.) (R?)
- L. Scholz: „Anormale Kinder.“ (Berlin. 1911. S. Karger.)
- Th. Ziehen: „Die Erkennung der psychopathischen Konstitutionen (krankhaften seelischen Veranlagungen) und die öffentliche Fürsorge für psychopathisch veranlagte Kinder. (Berlin. 1911. S. Karger.)
- M. D. Eder: A case of obsession and hysteria treated by the Freud Psycho-Analytic Method. (Being a paper read in the section of neurology at the annual meeting of the British Medical Association. Birmingham, Juli. 1911. British Medical Journal. Sept. 30. 1911.) (R?)
- Dr. phil. Else Voigtländer: Über die Bedeutung Freuds für die Psychologie. Münchener philosophische Abhandlungen, Theodor Lipps zu seinem sechzigsten Geburtstag gewidmet von früheren Schülern. Leipzig. 1911. (R?)
- Maeder: Dubois-Freud: Über die Definition der Hysterie. (Korr.-Blatt für Schweizer Ärzte. 1911. Nr. 26.)
- Prof. Julius Donath: Psychotherapeutische Richtungen. (Med. Klinik 1911. Nr. 43.)
- E. Doernberger: Jugendwandern. (Otto Gmelin, München. 1911.) (R?)
- Otto Dornblüth: Die Psychoneurosen. (Leipzig. 1911. Veith & Co.)
- Gutzmann: Die dysarthrischen Sprachstörungen. (Wien u. Leipzig. A. Hölder. 1911.)
- Ossipoff: „Die Psychotherapie in den literarischen Werken L. N. Tolstois. (Psychotherapia. Nr. 1. 1911. Russisch.) (R?)

- Pewnizki: Einige Fälle von Psychoanalyse. (Ibidem. Nr. 2.) (R?)
- Kannabich: Psychotherapie leichter Fälle von periodischer Depression. (Ibidem. Nr. 3.) (R?)
- S. A. Ssuchanoff: Zykllothymie. (Ibidem. Nr. 4—5.) (R?)
- Wyruboff: Zur Psychoanalyse des Hasses. (Ibidem.) (R?)
- Jakoweuko: Eine psychische Epidemie auf religiösem Boden. (Ssowremennaja Psichiatrija. 1911. März—April.) (R?)
- Hamburger: Über den voneurotischen Symptomenkomplex bei Kindern. (Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 42.)
- Gerhard Hahn: Das Geschlechtsleben des Menschen. (Leipzig. J. A. Barth. 1911. 123 S. 3.— Mk.)
- M. Cohn: Kinderprügel und Masochismus. (Zeitschrift für Kinderforschung. 1911. XVI. Jahrg. Heft 6.)
- Klepper (Giessen): Die Unterscheidung von epileptischen und katatonischen Zuständen, speziell aus den Assoziationen. (Klinik f. psych. und nerv. Krankheit. Bd. VI. H. 1. 1911.) (R?)
- Dromard: Le délire d'interprétation. (Journ. de Psych. nerv. de Path. Bd. VIII. S. 289. 1911.)
- Eulenburg: Selbstmorde von Kindern und Jugendlichen. (Enzyk. Handbuch des Kinderschutzes. II. Bd. 1911.)
- Max Rhode: Assoziationsvorgänge bei Defektpsychosen. (Monat. für Psych. u. Neur. 1911. XXX. H. 4.)
- Bernstein: De la Neurasthenie grippale. (Revue de médecine. Septemb. 1911.)
- Jean Lépine: Hystérie. Insuffisance renale. Retention chlorurie. (Ibidem.)
- Dr. Georg Dobrick: Die Not der Psychiatrie. (Lissa i. P. Oskar Eulitz. 1911.)
- Friedmann: Über die Eifersucht. (J. F. Bergmann, Wiesbaden. 1911.)
- Dr. Max Herz: „Vortragszyklus über Herzkrankheiten.“ VI. Phrenocardie. (Wien. med. Wochenschr. 1911. Nr. 43.)
- Dr. Ernst Jentsch: „Über die Agilität.“ (Psychiatr.-Neurol. Wochenschr. 1911. Nr. 30.) (R?)
- H. Dexler und A. Fröschel: „Beiträge zur Psychologie der Tiere.“ (Prag. med. Wochenschr. 1911. Nr. 42.)
- Knot: „Music as a Therapeutic Agent.“ (New-York med. Journal. Oktob. 1911.)
- Rosenthal: „Über die sexuelle Belehrung der Abiturienten. (Zeitschr. zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. 1911. Nr. 8.)
- Siebert: Die Eltern und die sexuelle Aufklärung. (Ibidem.)
- Rupprecht, Jugend-Staatsanwalt in München: „Der jugendliche Sexualverbrecher.“ (Friedr. Blätter für gerichtliche Mediz. 1911. 4.) (R?)
- Lina Lombroso-Ferrero: „Weshalb mein Vater Gelehrter wurde? (Monatsschr. für Kriminalpsych. 1911. H. 6—7.)
- Morselli: „Die philosophischen Grundlagen der Lehre Lombrosos. (Ibidem.)
- Rudolf Fleischmann: „Beiträge zur Lehre der konträren Sexualempfindung.“ (Zeitschr. f. d. g. Neur. u. Psych. VII. Bd. 3. H. 1911.) (R?)
- Schelling: „Der Selbstmord.“ (Fried. Blätter f. gericht. Med. 1911. H. 3.) (R?)
- Dautherville: Le „Cafard“ ou Psychose des pays Mauds. (Arch. d'Anthrop. criminelle. Tome XXVI. Nr. 205. 1911.)
- Frank Lydston: Malingering Among Criminals. (Jour. of Crimin. Law. and Criminology.)
- Rehmke: „Die Willensfreiheit.“ (Quelle & Meyer. Leipzig. 1911.)
- F. Kraus: „Die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Seele und Körper. (Deutsche Revue. Okt. 1911.)

- Karl Hochsinger: „Fazialisphänomen und jugendliche Neuropathie.“ (Wiener klin. Wochenschr. 1911. Nr. 43.)
- Dr. med. et phil. Diepgen, Paul, Privatdozent für Geschichte der Medizin an der Universität Freiburg i. B.: „Traum und Traumdeutung als medizinisch-naturwissenschaftliches Problem im Mittelalter. (Julius Springer. Berlin. 1911.)
- A. Brill: Las neurosis ansiosas. (Cronica médica-quirúrgica de la Habana. April 1911. Habana.)
- Freud's theory of wit. (Jour. of abnormal psychology. Okt.-Nov. 1911.)
- Prof. Ernst E. Mornoseik: „Diagnostische Assoziationsuntersuchungen. (Allg. Zeitschr. für Psychiatrie. Bd. 68. H. 5. 1911.)
- Juliusburger: „Die Homosexualität im Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch.“ (Ibidem.)
- Wolffensberger: „Hysterischer Affektraumzustand.“ (Milit. geneesk. Tijdschr. 1911. Nr. 15.) (R?)
- Taubi: „Ein Fall von Psychoanalyse bei einem erwachsenen Stotterer.“ (Med.-pädag. Monatsschr. f. d. gesamt. Sprachheilkunde. 1911. H. 21.) (R?)
- Raymond Fontaine: „Kann man bei Beethoven von Irrsinn reden?“ (Allg. Wiener med. Zeitschr. 1911. Nr. 44.)
- Liepmann: „Über Wernickes Einfluss auf die klinische Psychiatrie.“ (Berlin, S. Karger. 1911.)
- Paul Rauschburg: Das kranke Gedächtnis. (Leipzig. J. A. Barth. 1911.)
- Steyerthal: „Hysterie und kein Ende.“ Offener Brief an Herrn Staatsanwalt Wulffen. (Halle a. S., Carl Marhold. 1911.)
- Eduard Stierlin, Assistent an der chirurg. Klinik in Basel: „Nervöse und psychische Störungen nach Katastrophen. (Deutsch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 44.)
- Dejerine et Gauckler: „Les manifestations fonctionelles des psychonévroses.“ (Paris. 1911. Masson.)
- Zingerle: „Die psychiatrischen Aufgaben des praktischen Arztes.“ Jena, Fischer. 1911.
- Rubbrecht: L'origine du type familial de la Maison de Habsbourg, (Brüssel, Librairie nationale d'art et d'histoire, von Oest et Comp.)
- Chojewski: Contribution à l'étude de la suggestibilité. (Archives de Psychol. 1911. Heft 11.)
- Steiner: Über die Beziehungen der Epilepsie zur Linkshändigkeit (Monatsschr. f. Psych. u. Neur. 1911. (3. Heft 30.)
- Delmas: „Un cas de nymphomanie grave chez une fillette de dix ans. (L'Encéphale 1911. Heft 6.)
- Kiernau: Ascetism as an autoerotism. (The Alienist and Neurologist. 1911. H. 32.)
- Boldt: Schwere hysterische Lähmungen eine Züchtigungsfolge? (Sachverst. Ztg. 1911. Heft 17.)
- Stransky: Unilaterales Gedankenecho. Ein Beitrag zur Lehre von den Halluzinationen. (Neurolog. Zentrbl. 1911. Nr. 21.)
- Margulies: Hystero-Epilepsie. (Sommers Klin. f. psych. u. nerv. Krankh. VI. H. 2.)
- Bernheim: „Les Psychonévroses“. (L'Encéphale. 1911. Nr. 7.)
- „Definition et valeur thérapeutique de l'hypnotisme. (Revue de Psych. 1911. Nr. 10.)
- Flourney: Esprits et mediums. (Kandy et Fischbacher, Genève. 1911.)

- Menzerath: L'étude expérimentale de l'association des idées dans les maladies mentales. (Rapport du VI Congrès belge de Neurologie et de Psych. Journal de Neurologie. 1911. Nr. 19—21.) (R ?)
- M. Isserlin: Bewegungen und Fortschritte der Psychotherapie. (Ergebnisse der Neurologie und Psychiatrie. Jena. G. Fischer. 1911. I. Band. 1. u. 2. Heft.) (R ?)
- Wilhelm Sternberg: „Das Appetitproblem in der Physiologie und in der Psychologie. (Zeitschrift für Psychologie. 1911. Band 59.)
- Deuber: Über bevorzugte Assoziationen. (Ibidem.)
- Huber: Assoziationsversuche an Soldaten (Ibidem.)
- Selz: Willensakt und Temperament (Ibidem.)
- Max Levy-Suhl: Studien über die experimentelle Beeinflussung des Vorstellungsverlaufes (Ibidem.)
- Kampmann: „Warum werden so viele Nervöse nicht wirklich geheilt? 1911. Oranienburg. Oraniaverlag.
- Zwangsvorstellungen und ihre Heilung durch Erkenntnistheorie. (Ibidem.)
- Kollwits: Charakter und Nervosität. (Berlin, J. Springer. 1912.)
- Margis: E. T. Hoffmann. Eine psychographische Individualanalyse. (Beiheft der Zeitschrift f. angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung. Herausg. v. William Stern u. Otto Lippmann d. A. Barth. 1911.) (R ?)
- Oswald Külpe: Psychologie und Medizin. (Zeitschrift für Pathopsychologie. Band I. Heft 2. 1911.)
- Wilhelm Specht: Der pathopsychologische Gehalt von Österreichs: Phänomenologie des Ich in ihren Grundproblemen. (Ibidem.)
- Max Scheler: Spezielle Selbsttäuschungen. (Ibidem.)
- Kuno Mittenzwey: Versuch einer Darstellung und Kritik der Freudschen Neurosenlehre. (Fortsetzung.) (Ibidem.)
- Meyer: Homosexualität und Strafrecht. (H. Gross. Archiv. Band 44. 3. u. 4. Heft. 1911.)
- Assagioli R.: Il subcosciente. (Firenze, Bibl. filosofica.)
- Sublimazione delle energie sessuali (Riv. di Ps.)
- Claparède: Kinderpsychologie. Übers. v. Hoffmann. J. A. Barth, Leipzig 1911.
- Japanische Literatur.
- Suzo Tsubouchi: „Über den halbbewussten Traum.“ Tokio Inruigaka Zasshi. (Zeitschr. für anthropolog. Forschung. 1911. Nr. 32.) (R ?)
- Juivo Matora: „Psychologischer Grund der Charakterbildung. Kyoiku Sakujutsu-Kai. (Pädag.-wissensch. Rundschau. 1911. Nr. 818.) (R ?)
- Heisaburo Takashima: „Über die Entwicklung des moralischen Bewusstseins des Kindes. Iido Kenkyu (Kinderforschung). Bd. 12. Nr. 6. (R ?)
- Tomi Tanimoto: „Über die Kleptomanie der Kinder.“ Kyoiku Sakujutsu-Kai. Bd. 16. Nr. 4.
- Teikichi Ichikawa: „Der Traum als Beobachtungsmaterial krankhafter geistiger Zustände. Chiugwai Iji. Shimpo. (In- und ausländische mediz. Nachrichten. Nr. 672.) (R ?)
- Inokichi Kubo: „Über die Psychotherapie bei hysterischer Aphonie. Fukuoka-Ikwadaigaku Zasshi. (Zeitschr. der med. Fak. Fukuoka. Bd. 2. Nr. 6.) (R ?)
- Masatake Morita: „Über die Psychotherapie.“ Igeku chiuwo Zasshi. (Zentralbl. f. d. gesamt. Mediz. Bd. 5. Nr. 10.) (R ?)

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Über den Selbstmord

insbesondere den

Schüler-Selbstmord.

Beiträge von:

Dr. Alfred Adler, Prof. S. Freud, Dr. J. K. Friedjung, Dr. Karl Molitor,
Dr. R. Reitler, Dr. J. Sadger, Dr. W. Stekel, Unus multorum.

Diskussionen des Wiener psychoanalytischen Vereins.

Herausgegeben von der Vereinsleitung.

I. Heft. — Preis Mk. 1.35.

Sadismus und Masochismus

von **Dr. A. Eulenburg**,
Geh. Med.-Rat, Professor in Berlin.

Zweite zum Teil umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 2.80.

Über psychopathische Persönlichkeiten. Eine psychopathologische Studie. Von Dr. **Carl Birnbaum** in Buch-Berlin. Mk. 2.50.

Der Fall Otto Weininger. Eine psychiatrische Studie. Von Dr. **Ferdinand Probst** in München. Mk. 1.—.

Berühmte Homosexuelle. Von Dr. **Albert Moll** in Berlin. Mk. 2.40.

Das Erwachen des Geschlechtsbewusstseins und seine Anomalien. Von Dr. **L. M. Kötscher** in Hubertusburg. Mk. 2.—.

Homosexualität und Strafgesetz. Von Hofrat Dr. **L. Loewenfeld** in München. Mk. 1.—.

Über die sogen. Moral insanity. Von Medizinal-Rat Dr. **Naecke** in Hubertusburg. Mk. 1.60.

Sexualethik. Von **Chr. v. Ehrenfels**, o. Professor der Philosophie an der Universität in Prag. Mk. 2.80.

Inhalts-Verzeichnis des III. Heftes.

	Seite
Originalarbeiten:	
I. Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse. Von Sigm. Freud	109
II. Eine infantile Sexualtheorie und ihre Beziehung zur Selbstmordsymbolik. Von Dr. Rudolf Reitler	114
III. Analyse eines Traumes eines 5 ¹ / ₂ jährigen Knaben. Von Frau Dr. H. Hellmuth	122
Mitteilungen:	
I. Ein prophetischer Nummertraum. Von Dr. Wilh. Stekel	128
II. Die Lüge in der Psychoanalyse. Von Dr. M. Wulff	130
III. Über die determinierende Kraft des Namens. Von Dr. K. Abraham	133
IV. Ein klares Beispiel sekundärer Bearbeitung. Von Prof. Ernest Jones	135
V. Vom Philosophen Philipp Mainländer. Von Dr. Otto Juliusburger	135
VI. Das psychosexuelle Element in der Familie. Von Dr. A. Maeder	137
Referate und Kritiken:	
Dr. N. Vaschide: Directeur adj. du laboratoire de psychologie pathologique à l'école des hautes études: Le sommeil et les rêves	138
L. Loewenfeld: „Über die Sexualität im Kindesalter“	142
P. Näcke: Über tardive Homosexualität	143
George Stein: Grundschemata der Geisteskrankheiten	144
Dr. R. Pettow: Über eine besondere Form sexueller Anomalie	144
Desider Aszlányi: Die Bibel des XX. Jahrhunderts	145
Dr. Voss: Tuberkulose und Nervensystem	145
Prof. Levin L. Schücking: „Das Byron-Geheimnis“	147
Wilhelm Stekel: Berufswahl und Kriminalität	147
R. Schmölder: Die Protistierten und das Strafrecht	148
Edwin Bormann: Die acht Hänse und andere Namensscherze im „Götz von Berlichingen“	148
Dr. med. S. Meyer-Danzig: „Träume“	149
Aus Vereinen und Versammlungen.	
Neumalthusianismus, Mutterschutz und Sexualreform. Von Grete Meisel-Hess	149
Varia	158
Literatur	163